1,70 DM / Band 395
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5.50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Ich liebte eine Voodoo-Queen

John Sinclair Nr. 395

von Jason Dark

erschienen am 28.01.1986

Titelbild von Cebollo

Sinclair Crew

Ich liebte eine Voodoo-Queen

Er stand auf der Türschwelle wie ein Felsblock!

Obwohl mich der Mann anlächelte, hatte ich das Gefühl, als würde er im nächsten Augenblick das Todesurteil über mich sprechen, denn er vereinte in sich alle Vorurteile, die man gegen afrikanische Kämpfer oder Krieger überhaupt haben konnte.

Der dunkelhäutige Mann hatte Blumenkohlohren und sah zum Fürchten aus. Er trug nur einen Lendenschurz und war durchtrainiert. Er war kein richtiger Schwarzer, besaß aber unverkennbar negroide Züge.

Wahrscheinlich waren in seiner Ahnenfolge mehrere Rassen vertreten.

Die Haare fehlten ihm völlig. Die Augenbrauen wuchsen fast über der Nase zusammen, so daß sein Gesicht zusätzlich noch einen bösen Ausdruck bekam.

Und ich stand vor ihm…

Mit einem solchen Empfang hatte ich nicht gerechnet, aber ich lächelte etwas verlegen zurück und sagte brav meinen Spruch auf.

»Mein Name ist John Sinclair. Mr. Bhuwani erwartet mich.«

Er hörte sich die Worte an. In seinem Gesicht regte sich nichts.

Nur einmal verengte er kurz die Augen, so daß ich von seinen dunklen Pupillen nichts mehr sah. Aber Anstalten, zur Seite zu treten und damit den Weg freizugeben, machte er nicht.

Bei einer Prügelei mit ihm wäre ich wahrscheinlich nicht über die erste Runde hinausgekommen. Zur Seite würde ich ihn auch kaum schieben können, denn erst jetzt sah ich, daß er auch bewaffnet war.

Er trug ein Schwert. Der Waffengriff schaute über seine linke Schulter hinweg, so daß sich die Scheide auf seinem muskelbepackten Rücken befinden mußte. Durch einen schräglaufenden Lederriemen wurde sie über der Brust gehalten.

Als ich meinen Wunsch wiederholen wollte, erbarmte er sich endlich und gab den Weg frei. »Geh rein!« Er besaß eine Stimme, die mich an das Grollen eines Gewitters erinnerte.

»Danke.« Ich schlich an ihm vorbei in den düsteren Flur und hatte das Gefühl, zu meiner eigenen Hinrichtung zu gehen oder eine andere Welt zu betreten, dabei befand ich mich noch mitten in London.

Rechts und links waren die Wände mit Bastmatten tapeziert worden. Fetische und böse blickende Masken schmückten sie. Ich kam mir vor wie in einer finsteren Voodoo-Halle, und es fehlte eigentlich nur noch das Schlagen der Trommeln.

Hinter mir fiel die Tür ins Schloß. Der dumpf klingende Knall ließ mich herumfahren. Ich schaute nicht allein auf die geschlossene Tür, sondern auch auf den Hünen, der sich mit verschränkten Armen davor aufgebaut hatte und so aussah, als wollte er mich nie mehr aus dem Haus lassen. Das Gefühl, in einer Falle zu stecken, verstärkte sich.

Wahrscheinlich bildete ich mir dies auch ein, denn Mr. Bhuwani war in seiner Heimat ein angesehener Diplomat, den es zu einem kurzen Besuch nach London gezogen hatte.

Den Grund für seine Unterhaltung mit mir kannte ich nicht. Jedenfalls konnte man das Treffen als geheim bezeichnen, denn die Verabredung war über diplomatische Kanäle erfolgt, wobei man meinen Chef, Sir James Powell, ebenfalls eingeschaltet hatte.

Da man mir nicht gesagt hatte, wo ich hingehen sollte, drehte ich mich wieder um und schlenderte weiter, bis ich hinter mir das Tappen nackter Füße vernahm und mich zwischen zwei Masken gegen die Wand drückte, um den Riesen vorbeizulassen.

Er passierte mich und hätte mich fast noch mit der Schulter gestreift.

»Mir nach!«

Ich grinste hinter seinem breiten Rücken her. »Aber gern!«

Er bewegte sich trotz seiner Größe geschmeidig. Kaum ein Laut war

zu hören. Das Tappen der Füße vorhin war für mich sicherlich als eine Warnung gedacht gewesen, um ihm Platz zu schaffen.

Wieder fragte ich mich, aus welchem Stall der Knabe wohl geholt worden war, und ich ertappte mich auch bei der Vorstellung, wie es wohl aussehen würde, wenn Suko gegen ihn antrat.

Ob Suko diesen Typ schaffte, war noch fraglich.

Der Riese schob sich an einer Kommode vorbei, hinter der der Gang einen Knick nach links machte. Dort begann eine nach oben führende Treppe aus schwarzem Holz. Sie war sehr breit und hätte auch zu einer Galerie gepaßt.

Kübel mit exotischen Gewächsen standen auf den Stufen verteilt.

Trotzdem war noch so viel Platz, daß wir uns bequem vorbeischieben konnten. Durch die Fenster eines Lichthofes fiel Tageslicht auf die Treppe.

Ich stiefelte hinter dem Kerl her, wurde von den Blättern und Zweigen der Gewächse gestreift und konnte abermals das Spiel der Muskeln meines Vordermannes bewundern.

Der Empfangschef hatte die Treppe schon hinter sich gelassen, während ich noch einige Stufen zu gehen hatte, als ich eine Stimme vernahm. »Es ist gut, Oganda, du kannst dich zurückziehen.«

Zum Glück!

Ich legte den Rest des Weges zurück und wurde vor seiner Bürotür von einem Mann erwartet, dessen perlmuttfarbener Maßanzug mir ebenso auffiel wie das graue Kraushaar und die weiße Brille mit den getönten Gläsern.

»Willkommen, Mr. Sinclair«, sagte der Mann. Er streckte mir beide Hände entgegen, die ich ergriff. »Mein Name ist Bhuwani. Ich hatte Sie zu mir gebeten.«

»Ja, man sagte es mir.«

»Bitte, folgen Sie mir in mein Büro. Da plaudert es sich besser.«

Die Büroeinrichtung war dunkel, ohne bedrückend zu wirken, weil die Wände einen sehr hellen Anstrich zeigten und auch der Teppich farblich dazu paßte.

Zwei große Fenster durchbrachen eine Wand. Der Blick fiel in einen tropischen Wintergarten, der in einem Innenhof angelegt worden war und außer Pflanzen noch exotische Tiere beherbergte, zum Beispiel Papageien. Da Mr. Bhuwani nichts sagte, genoß ich den Ausblick in den Garten. Ich zuckte zusammen, als ich plötzlich die große Gestalt des Schwarzen sah, der ein Tier an der Leine führte, das ich nicht in meinem Haus halten würde, auch wenn man mir einen exotischen Garten dazugab.

Es war ein Gepard!

An einer kurzen Leine wurde er gehalten. Das gefiel ihm nicht, denn er warf seinen relativ kleinen Kopf hin und her und fauchte, aber die

schalldichten Scheiben des Wintergartens ließen dieses Geräusch nicht durch.

Der Riese machte sich nichts aus dem Fauchen, er zog die Leine noch straffer. Auch als ihn das Tier ansprang, reagierte er nicht und passierte gelassen das Fenster, hinter dem ich stand.

Kurz nur schaute er hoch.

Unsere Blicke trafen sich. Ich hatte das Gefühl, in seinen Augen das zu lesen, was mit meinem Schicksal untrennbar verbunden war: Wir haben dich. Du bist in unserer Gewalt. Endlich…

Er ging weiter, und die wie glockenartig dem Boden entgegenhängende Palmenwedel nahmen mir die Sicht auf den Halbnackten.

Dafür hörte ich hinter mir die Schritte des Afrikaners. »Hat Oganda Sie erschreckt, Mr. Sinclair?«

Da ich meinen Gastgeber bei der Antwort anschauen wollte, drehte ich mich um. »Das kann man wohl sagen.«

Der schon ältere Diplomat lächelte mit viel Verständnis. »Den meisten ergeht es so. Aber glauben Sie mir, Oganda ist harmlos. Wenn ich mich auf jemand verlassen kann, dann auf ihn.«

Ich dachte an die letzten Blicke, die ich mit dem Hünen gewechselt hatte und war davon nicht überzeugt. Das aber band ich Mr. Bhuwani nicht auf die Nase.

»Vielleicht gewöhnt man sich wirklich daran.«

»Bestimmt sogar.« Er wies auf einen schwarzen Ledersessel, der auf hellen Metallbeinen stand. »Bitte, Mr. Sinclair, im Sitzen plaudert es sich besser.«

»Meinen Sie wirklich, daß es eine Plauderstunde wird?«

»Man kann nie wissen.« Er lächelte hintergründig und erkundigte sich, was ich trinken wollte.

»Im Moment nichts.«

»Erlauben Sie, daß ich mir einen Schluck genehmige.«

»Aber gern.«

Auf einem fahrbaren Tischchen standen mehrere Karaffen. Verschiedenfarbige Getränke befanden sich darin. Mit dem geübtem Blick des Kenners suchte Bhuwani eine Karaffe aus und schüttete etwas von der weißgelben Flüssigkeit in ein hohes Glas.

»Was ist das?« fragte ich.

»Ein Bananengetränk. Es hat nur wenig Alkohol. Schmeckt zwar etwas süßlich, aber ausgezeichnet.« Er deutete auf die Karaffe.

»Wollen Sie wirklich nichts?«

»Nein, danke.«

Mein Gastgeber nahm mir gegenüber Platz. Er stellte das Glas auf den Tisch, nahm die Brille ab und wischte mit einem Spezialtuch über die Gläser. Ich konnte sehen, daß der Mann fast farblose Augen hatte.

Sie lagen tief in den Höhlen und kamen mir starr vor.

Als er die Brille wieder aufsetzte, wußte ich, daß er anfangen würde. »Sie werden sich bestimmt über die etwas geheimnisvolle Art und Weise vor diesem Besuch gewundert haben, Mr. Sinclair…«

Ich winkte ab. »Das bin ich gewohnt.«

Er nickte. »Ja, das habe ich mir auch gedacht, wenn ich ehrlich sein soll. Ich weiß nicht einmal, ob ich nur die Pferde scheu gemacht habe oder ob sich das von mir vermutete Netz tatsächlich über meinem Kopf zusammenzieht.«

»Wenn Sie meine Ansicht hören wollen, legen Sie bitte die Karten offen auf den Tisch, Mr. Bhuwani.«

»Ja, das werde ich.« Er runzelte die Stirn, als müßte er noch über eine bestimmte Sache nachdenken, die auszusprechen ihn Überwindung kostete. Dann stellte er die Frage: »Glauben Sie an Voodoo, Mr. Sinclair?«

Ich zuckte zusammen, obwohl ich so etwas fast geahnt hatte.

»Glauben Sie daran?« hakte er nach.

»Ja!«

Er lehnte sich zurück und erwiderte stöhnend. »Das ist gut. Ja, Mr. Sinclair, das ist sogar sehr gut.«

Ich hatte natürlich meine Erfahrungen mit dieser Magie. Zombies, lebende Tote, waren die Folge einer finsteren Voodoo-Beschwörung.

Es lag nicht einmal lange zurück, da hatte ich meinen schrecklichsten Voodoo-Fall erlebt, eine Voodoo-Nacht in New Orleans. [1]

Die Stimme des dunkelhäutigen Diplomaten unterbrach meine Gedanken. »Ich habe mich natürlich über Sie erkundigt, Mr. Sinclair, und zwar an allerhöchster Stelle, wo man mir versichert hat, daß ich Ihnen vertrauen kann. Und das ist wichtig. Wir müssen einander vertrauen, denn Schreckliches kann auf uns zukommen.«

»Bitte, sprechen Sie!«

Er beugte sich vor, schaute mich scharf dabei an und senkte seine Stimme zu einem Flüstern: »Man will sich an Ihnen rächen, Mr. Sinclair, und Sie töten!«

Er hatte die Worte so ernst gesprochen, daß sie mir einen nicht gelinden Schock versetzten. Um Zeit zu gewinnen, griff ich nach den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. Ein Aschenbecher stand auf dem Tisch vor uns.

»Was sagen Sie dazu, Mr. Sinclair?«

Ich ließ den Rauch aus dem Mund fließen. »Das wollen eigentlich viele. Es ist mir nicht neu.«

»Kann ich mir vorstellen. Aber diesmal ist es den Leuten ernst. Ich bin ihnen auch nur durch einen Zufall auf die Spur gekommen und konnte es kaum fassen, aber die Berichte der Geheimdienste haben nicht gelogen, und außerdem hat man mir Ihren Einsatz bestätigt.«

»Welchen meinen Sie?« fragte ich.
»Den auf der Insel Voodooland.«
Da ich nichts erwiderte, schwieg auch Mr. Bhuwani, griff statt dessen zu seinem Glas und nahm einen Schluck. Als er es abstellte, rann die Flüssigkeit milchig am Innenrand des Glases nach unten.
»Sie kennen den Fall?« fragte ich vorsichtig nach.
»Ja, man hat mich eingeweiht.«
Ich lächelte. »Dabei hielt ich Voodooland für eine abgeschlossene Sache.«
»Das war sie auch, bis etwas geschah, das mich mißtrauisch machte. Ich sprach vorhin von einem unsichtbaren Netz, das sich über meinem und Ihrem Kopf zusammengezogen hat, und dieses Netz hat sich zu einer Falle entwickelt. Ich will es mal so sagen, Mr. Sinclair. Es gibt Reste.«
Ich schüttelte den Kopf. »Wieso Reste? Das verstehe ich nicht. Wenn Sie bitte deutlicher werden würden.«
Er wollte es, bekam aber plötzlich Atemnot und hatte Schweiß auf der Stirn. »Entschuldigen Sie«, ächzte er. »Aber mir ist plötzlich so warm, wissen Sie…«
»Soll ich das Fenster öffnen?«
»Nein, das geht nicht. Alles… geschlossen … alles …«
Ich sprang auf, denn Mr. Bhuwani ging es immer schlechter. Seine Hand begann zu zittern, als er sie in Herzhöhe auf die Brust drückte. Und seine Augen wirkten leblos.
Das alles bekam ich mit, während ich auf ihn zulief. Als ich den Mann erreichte, kippte er zur Seite, blieb dennoch im Sessel liegen.
Sein Arm hing über die Lehne nach außen, und die Fingerspitzen berührten den Teppich.
»Sinclair!« flüsterte mein Gastgeber mit sterbender Stimme. »Verdammt, Sinclair… Vorsicht … tut mir leid … auch hier nicht sicher…«
»Ganz ruhig!« sagte ich. »Ganz ruhig. Ich werde Hilfe holen. Sie brauchen einen…«
Das letzte Wort sparte ich mir. Mr. Bhuwani brauchte keinen Arzt mehr. Seine Augen besaßen den starren Ausdruck, wie ich ihn von zahlreichen Toten her kannte.
Eines stand fest.
Man hatte den Diplomaten vor meinen Augen ermordet!

***

Ausgerechnet jetzt ist niemand mehr da, der diesen Oganda zurückhält, dachte ich und wunderte mich selbst über die erste Schlußfolgerung, die ich traf, als ich in das Gesicht des Toten schaute. Aber dieser glatzköpfige Kerl hatte mich so beeindruckt, daß sich

meine Gedanken immer nur um ihn drehten.
Dabei lag vor mir ein Toter.
Er war auf eine raffinierte Art und Weise ums Leben gebracht worden. Und für mich gab es dabei nur eine Lösung.
Gift!
Das Zeug mußte sich in den Getränken befinden. Wahrscheinlich hatte man den Inhalt aller Karaffen vergiftet, um sicherzugehen. Das mußten die Kollegen herausfinden.
Ich konnte den Blick nicht mehr länger ertragen, nahm die Brille ab und schloß ihm die Augen. Und wieder einmal verfluchte ich die Geheimniskrämerei. Er hatte mir etwas sagen wollen, etwas sehr Wichtiges. Von einem gefährlichen Netz war gesprochen worden, das sich über unseren Köpfen bereits zusammengezogen hatte, nur fragte ich mich, wer dieses Netz gelegt haben konnte. Welcher Gegner steckte dahinter? Wer hatte die Kraft, und wer besaß die teuflische Raffinesse, um in diese ziemlich abgeschirmte Welt einzudringen und ihr den Stempel aufzudrücken?
Ich wußte es nicht, aber ich traute diesem Oganda alles zu. Leider konnte ich Bhuwani nicht mehr danach fragen, aus welch einem Grund er sich den Kerl ins Haus geholt hatte, aber das würden meine Kollegen und ich schon nachholen, wenn er uns im Verhör gegenübersaß.
Ich warf einen Blick auf die große Fensterscheibe. Der Garten dahinter wirkte wie eingefroren. Nichts rührte sich darin. Keiner durchschritt ihn, selbst die Papageien in den Bäumen bewegten sich nicht.
Ich ging zur Tür. Sehr wachsam, denn es konnte durchaus sein, daß man auf mich lauerte.
Das war nicht der Fall. Als ich die Klinke nach unten drückte und die Tür aufstoßen wollte, merkte ich, daß sie verschlossen war. Man hatte mich eingeschlossen.
Unhörbar mußte sich jemand von außen her herangeschlichen und den Schlüssel herumgedreht haben.
Noch einmal versuchte ich es. Auch rüttelte ich daran, klopfte gegen das Holz und hörte bereits an dem dumpfen Klang, daß ich es mit einer verdammt stabilen Tür zu tun hatte, die sich nicht so ohne weiteres mit Gewalt öffnen lassen würde.
Wenn ich dagegenrannte, würde ich mir eher die Schulter ausrenken, als einen Fluchtweg zu schaffen.
Das also ging auch nicht.
Was blieb mir?
Zunächst das unangenehme Gefühl, in einer Falle zu stecken. Und die zweite Möglichkeit, es am Fenster zu versuchen. Zwar hatte Bhuwani von einer schalldichten Scheibe gesprochen, aber das hieß nicht, daß

man sie nicht im Notfall einschlagen konnte.
Ich klopfte dagegen, hörte den kompakt klingenden Ton und wußte Bescheid. Panzerglas, da war nichts zu machen. Diese Scheibe würde selbst Hammerschlägen widerstehen. Und eine zweite Tür gab es nicht. Wände, Fenster, der normale Ausgang und ein Toter.
Ich mußte mich erst mit dem Gedanken anfreunden, hier den Gefangenen zu spielen.
Ja, ich hatte mich einwickeln lassen.
Noch bestand kein Grund zur Panik.
Es war schließlich kein lichtloses Verlies, in dem ich steckte.
Durch das Telefon auf dem Schreibtisch konnte ich Kontakt zur Außenwelt halten. Bevor ich hier durchdrehte, wollte ich meinen Chef informieren.
Schon als ich den Hörer abhob, bekam ich ein dummes Gefühl.
Das verstärkte sich noch, als ich kein Freizeichen vernahm. In der Leitung herrschte die Stille des Todes.
Das war kein Zufall…
Ich legte den Hörer wieder zurück und spürte abermals die kalten Finger über meinen Rücken gleiten. Allmählich entschwand der Optimismus, so daß ich mich wie ein Mensch fühlte, den man in eine komfortable Zelle gesperrt hatte.
Ich ging zum Fenster.
Vor mir lag der Garten, eine exotische Pflanzenwelt. Der Dschungel war zum Greifen nahe. Gern wäre ich hineingegangen, aber ich war ja gefangen.
Vorhin hatte ich die Raubkatze an der kurzen Leine des Tarzan-Verschnitts gesehen. Jetzt war sie frei. Aus irgendeiner Deckung mußte sie mich belauert haben, ich jedenfalls sah sie erst, als sie sich löste und in die Höhe sprang.
Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück, doch sie erwischte nicht mich, sondern die Scheibe, gegen deren Außenwand die Krallen kratzten, bevor der Körper nach unten sackte.
Was das bedeuten sollte, war mir nicht klar. Vielleicht eine Warnung, es nicht mehr zu versuchen. Auch der Gepard zog sich zurück. Er hielt sich dabei in meinem Blickfeld, und ich konnte seinen geschmeidigen Gang bewundern.
Gern hätte ich ihm länger nachgeschaut, aber dafür war nicht der richtige Zeitpunkt. Auch wenn es noch so wenige Chancen gab, ich mußte versuchen, dieses verdammte Zimmer und damit auch das Haus zu verlassen.
Ich drehte mich um.
Plötzlich hatte ich das Gefühl, in einer anderen Welt zu stehen, aber was ich da vor der Tür sah, war keine Einbildung.
Vor mir stand Oganda!

***

Er grinste mich an. Dabei hatte sich komischerweise nur sein breiter, wulstiger Mund verzogen, das übrige Gesicht blieb völlig starr.

Wie eine Statue stand er da, ohne sich zu rühren. Gerade die Regungslosigkeit ließ ihn so gefährlich erscheinen. Mein Magen zog sich allmählich zusammen.

Oganda sprach kein Wort. Es war auch nicht nötig, allein seine Anwesenheit sagte mir genug.

Ich atmete flach und zwang mich, logisch zu überlegen. Der Typ war in das Zimmer gekommen. Durch geschlossene Türen oder Wände hatte er bestimmt nicht gehen können, also mußte er die Tür lautlos geöffnet haben, während mich der Gepard abgelenkt hatte.

Eine außergewöhnliche Situation, wenn ich allein daran dachte, daß sich noch ein Dritter im Raum befand.

Der Tote.

Oganda mußte ihn gesehen haben, aber er stellte keine Fragen.

Auch ich sah keinen Grund, ihm eine Erklärung zu geben, ich wollte nur mein Auftreten verbessern und ihm zeigen, daß mich seine Gegenwart nicht schrecken konnte.

Deshalb ging ich vor. Die linke Hand behielt ich in der Tasche. Ich wußte nicht, welchen Auftrag er hatte, aber festhalten lassen wollte ich mich von ihm nicht.

Als ich auf ihn zuging, blieb das Grinsen in seinem Gesicht. Er schwieg, und ich konnte deutlich erkennen, daß er knapp an mir vorbeischaute. Und zwar auf den Toten im Sessel.

»Sie wissen, wer ich bin?« sprach ich den Muskelmann an.

Er nickte.

»Dann wissen Sie wahrscheinlich auch, daß Mr. Bhuwani tot ist. Aber ich habe ihn nicht getötet. Man hat ihn vergiftet. Ich werde jetzt gehen und meine Kollegen benachrichtigen, damit sie den Fall untersuchen.«

»Du bleibst!«

Zwei Worte sagte er nur. Aber wie er sie rausbrachte, konnte einem schon Furcht einjagen. In seiner Stimme lag ein Klang, der keinen Widerspruch duldete.

Nur hatte er es bei mir nicht mit jemandem zu tun, der sich die Butter vom Brot nehmen ließ. Okay, ich gab zu, daß er mir nicht gerade sympathisch war, aber auf der Nase herumtanzen sollte er mir nicht. »Machen wir es kurz«, sagte ich. »Laß mich durch!«

»Nein!«

Da zog ich meine Waffe. Er hatte sein Schwert noch in der Rückenscheide stecken. Ich sah den Griff über die Schulter ragen, und auch jetzt traf er keinerlei Anstalten, sich irgendwie zu wehren.

Er schaute mich starr an, während ich überlegte, wie ich mich

verhalten sollte.

»Aus dem Weg!«

Er rührte sich nicht.

Verdammt, durch seine Sturheit brachte er mich nur in die größten Schwulitäten. Ich konnte ihn doch nicht einfach mit einer Kugel aus dem Weg räumen.

»Du bleibst!« sagte er plötzlich und streckte den rechten Arm aus, als wollte er mich ins Zimmer zurückschieben.

Ich huschte an ihm vorbei. Okay, wenn es so nicht ging, dann eben anders. In der Bewegung noch holte ich aus. Auch ein Kerl wie er würde einen Hieb mit der Beretta wohl kaum verkraften können.

Mein rechter Arm sauste nach unten, doch der Kerl war noch schneller als ich. Mit der anderen Hand griff er zu, rutschte aber ab.

Trotzdem kam ich zu keinem Erfolg, denn meine Hand federte gegen seinen ausgestreckten Arm, wobei ich das Gefühl bekam, gegen einen Gummischlauch geschlagen zu haben. Mein rechter Arm prallte dabei zurück, und das wiederum gab dem anderen Gelegenheit nachzustoßen.

Und wie er das tat!

Ich sah die Faust nicht, nur ihren Schatten, oder war es die flache Hand? Jedenfalls traf mich der Hieb im Gesicht und schleuderte mich ins Zimmer zurück. Dort standen noch genügend Möbelstücke, die für mich zu einer Stolperfalle wurden.

Zum Glück kippte ich nicht über den Sessel mit der Leiche darin.

Der zweite, der leere, fing mich auf. Ich spürte die Lehne im Rücken, meine Beine wurden hochgewuchtet, der Sessel bekam das Übergewicht, und ich fiel ebenfalls zu Boden.

Bevor ich mich richtig gefangen hatte, war Oganda schon da. Mit dem nackten Fuß trat er zu und beförderte das Sitzmöbel quer durch den Raum. Ich sah es nicht einmal wegfliegen, weil ich mich auf die hünenhafte Gestalt vor mir konzentrierte und den rechten Arm hob. Jetzt mußte ich ihn mit einer Kugel stoppen.

Es blieb beim Versuch.

Wiederum war der Kerl schneller. Plötzlich umklammerte er mein rechtes Handgelenk, drehte es herum und kümmerte sich auch nicht um meinen gellenden Schrei, denn der Schmerz zuckte bis hinauf zur Schulter. Wenn mir mein Arm nicht gebrochen werden sollte, mußte ich dem Druck folgen und die Waffe loslassen.

Das tat ich auch.

Der Schwarze grunzte zufrieden, als er sah, wie mir die Beretta aus der Hand rutschte und auf dem Boden liegenblieb. Leider unerreichbar für mich, so daß ich zu einer anderen Taktik griff und mich aus der unmittelbaren Gefahrenzone wegrollte.

Sein Tritt erwischte mich deshalb nicht.

Okay, noch war ich nicht außer Gefecht gesetzt worden. Ich wollte mich wehren. Zu einfach durfte man es auch Typen wie ihm nicht machen. Sie mußten einsehen, daß es ebenfalls Menschen gab, die ihnen zumindest paroli boten.

Die auf dem fahrbaren Bartisch stehenden Karaffen klirrten, als ich gegen das kleine Möbel stieß. Und dieses Geräusch klang in meinem Kopf wie eine Alarmglocke nach, die mich wieder auf die Beine brachte. Aus der Drehung stand ich auf.

Sein Gesicht war zu einem Grinsen verzogen. Dieser Kampf machte ihm Spaß, endlich hatte er jemanden gefunden.

Bei mir war das Gegenteil der Fall. Ich hatte keine Lust, mich mit ihm zu schlagen und wollte den Fight so rasch wie möglich beenden. Deshalb orientierte ich mich bereits in Richtung Tür, denn nur dort bestand für mich eine Chance.

Oganda hatte die Arme gespreizt. Zwischen ihnen und seinem Körper befanden sich Lücken, die sich schnell schlossen, als er die mächtigen Arme schlenkernd bewegte.

Den rechten schlug er hoch.

So schnell, daß ich kaum folgen konnte, aber ich hörte das schleifende Geräusch, das entstand, als er seine Waffe aus der Scheide zog. Zum erstenmal sah ich die Waffe.

Es war ein kurzes Schwert, leicht gebogen und dabei sehr breit.

Ich war schon auf dem Weg zur Tür.

Meine letzte Chance, aus diesem verdammten Raum zu fliehen, wobei ich hoffte, daß Oganda nicht abgeschlossen hatte.

Die Klinke raste zwar nach unten, aber die Tür blieb verschlossen.

Ich prallte gegen die Tür und dachte daran, daß mich der Kerl wieder reingelegt hatte.

Hören konnte ich seine Schritte nicht. Er näherte sich mir lautlos.

Dafür vernahm ich ein gefährliches Pfeifen, das auch in ein Fauchen überging, so daß ich mir vorstellen konnte, woher dieses Geräusch kam.

Ich duckte und drehte mich.

Ugandas Waffe wurde so schnell bewegt, daß sie mir vorkam wie ein rotierendes Schnitzelwerk irgendeiner Küchenmaschine. Ich sah das Blitzen, die Kreise, das Zucken der Waffe und dazwischen das Gesicht des anderen. Diese gefährliche Fratze, die mich an einen Klumpen erinnerte, den jemand mit einer dunklen Farbe bestrichen hatte.

Ich konnte einfach nicht stehenbleiben und mußte mich ducken, spürte den Luftzug, und diese meine Bewegung hatte Oganda gewollt.

Zuerst hörte ich sein Lachen, dann bekam ich den Treffer ab. Irgendein Gegenstand hämmerte gegen meinen Schädel und brachte dort einiges durcheinander.

Das pflanzte sich bis in meine Beine hin fort, die mein Gewicht nicht

mehr tragen wollten.

Ich fiel.

Da ich das Lachen hörte, wußte ich, daß ich nicht tot war. Ein schwacher Trost, denn kurz darauf gingen für mich sämtliche Lichter aus…

***

Das Erwachen aus einer Bewußtlosigkeit war für mich nichts Neues mehr, das kannte ich schließlich, aber in diesem Fall hatte sich einiges verändert.

Ich fühlte mich so verdammt schlecht, als hätte ich wer weiß was getrunken. Mein Magen rebellierte, er stieg hoch in meine Kehle, wanderte wieder nach unten und verteilte das Gefühl der Übelkeit durch den gesamten Körper.

Bewegungslos lag ich auf dem Rücken. Irgendwo warnte mich eine innere Stimme, mich nicht allzu stark zu bewegen, das würde mir nur Nachteile bescheren.

So blieb ich liegen.

Steif und starr, bewegte nicht einmal den kleinen Finger, aber ich öffnete die Augen und schaute gegen einen rötlichen Nebelvorhang, der mein gesamtes Blickfeld einnahm.

Ein Vorhang?

Ich konnte mich nicht erinnern, vorher einen Vorhang gesehen zu haben, aber ich brauchte auch nicht unbedingt in dem Zimmer zu liegen, in dem man mich überwältigt hatte.

Man hatte mich weggetragen.

Ich versuchte, nur durch die Nase zu atmen. Das jedenfalls tat meinem Magen einigermaßen gut und strengte mich nicht so an.

Der Vorhang blieb, er bewegte sich. Manchmal hatte ich das Gefühl, als würde er auf mich zufallen, um einen Augenblick später wieder zu verschwinden und sich wie ein Wellengebirge innerhalb meines Blickfelds zu verteilen.

Zeit war für mich uninteressant geworden.

Viel wichtiger war mein jetziger Aufenthalt. Wo konnte man mich hingeschleppt haben?

Ich hörte mich stöhnen und auch schnaufend atmen. Wenn nur diese verdammte Mattheit nicht gewesen wäre, dann hätte ich mich von meiner Liegestatt rollen und aufstehen können. So aber hatte ich das Gefühl, als würden mir meine Glieder nicht mehr gehorchen.

Es vergingen Sekunden – oder waren es Minuten? – bis ich einen ersten Überblick bekam und erkennen mußte, daß es kein Vorhang war, der vor meinen Augen wallte, sondern eine rote Lampe, die von einer Seite auf die andere schwang.

Sie hing über mir und erinnerte mich an einen roten Mond, der von

einer großen Hand angestoßen war.

Auch das stimmte nicht. Ich selbst war nicht mehr in der Lage, die einzelnen Tatsachen genau zu überblicken, weil sie mein gesamtes Denkvermögen verändert hatte. Nichts nahm ich mehr so wahr, wie es sieh darstellte. In meinem Körper, so hatte ich das Gefühl, tobte sich allmählich ein raffiniertes Gift aus.

Und der Vorhang oder der Nebel waren nicht wirklich existent.

Es lag einfach an meinem Blickfeld, das nicht mehr so klar war, wie es hätte eigentlich sein müssen.

Ähnliches traf auch auf meine anderen Sinne zu. Das Gehör war beeinträchtig worden. Wenn ich überhaupt Geräusche oder Laute vernahm, dann nur gefiltert.

Wie die Schritte…

Sie waren vorhanden, daran gab es keinen Zweifel. Und sie näherten sich meiner Liegestatt. Ich wurde nervös, weil ich nicht sah, wer sich anschlich. Meine Hände, die flach neben meinem Körper lagen, bewegten sich unruhig auf und ab, und zum erstenmal spürte ich eigentlich bewußt, worauf ich lag.

Es war ein dünnes Fell…

Die Schritte blieben. Ich konzentrierte mich auf sie und erwartete, daß sich bald jemand über mich beugen und mich untersuchen würde. Dies geschah nicht, aber die Folge der Geräusche änderte sich. Ich wurde plötzlich wachsamer, denn so, wie ich die Tritte vernahm, ging kein Mensch. Das mußte jemand anderer sein.

Plötzlich war er da.

Mit einem Sprung hatte er nicht nur die Liegestatt, sondern auch mich erreicht und stand auf meinem Bett.

Den Druck seiner Beine spürte ich an vier verschiedenen Stellen auf meinem Körper.

Vier Beine? – Es konnte also nur ein Tier sein, und ich hob ein wenig den Kopf an, um nach vorn zu schauen.

Ein Gesicht starrte mich an.

Klein, gefleckt und mit kalten, ausdruckslosen Augen darin sowie einem breitem Maul mit Schnurrbart.

Die Schnurrbarthaare sah ich seltsamerweise deutlich, wie auch den gesamten Kopf, und ich wußte auch, daß ich den Schädel nicht zum erstenmal zu Gesicht bekam.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen!

In einem exotischen Garten, wo das Tier, zu dem der Schädel gehörte, herumspaziert war.

Auf meinem Körper stand der Gepard!

Diese große Katze, die zu den schnellsten Tieren der Welt zählte, war in der Tat ein hervorragender Bewacher. Davon, daß Geparden Menschen anfielen, hatte ich bisher nichts gehört. Da war nur immer

von Tigern oder Panthern die Rede gewesen, aber einen Eid auf die Ungefährlichkeit dieser Raubkatze hätte ich auf keinen Fall geleistet.

Noch stand das Tier ruhig. Seine kalten Augen mit den dunklen Pupillen fixierten mich, als wollten sie bis auf den Grund meiner Seele blicken und alles genau durchleuchten.

Ich hielt den Atem an. Nur keine zuckende Bewegung, nur den anderen nicht reizen! Ich fühlte, wie mir eine Gänsehaut über den Rücken rann, die sogar meine Beine erreichte.

Sekunden verstrichen.

Ich hatte das Gefühl, als würde mein Körper allmählich einschlafen und das Blut so dick werden, daß es nicht mehr durch die Adern gepumpt werden konnte.

Hätte ich mein normales Wahrnehmungsvermögen besessen, wäre mir alles nicht so schlimm vorgekommen, aber so hatte ich mehr und mehr das Gefühl, mich in einer Welt zu befinden, die über der normalen schwebte. Ich konnte denken, Schlüsse ziehen, kam auch zu Ergebnissen, doch irgendwie lag Watte in meinem Kopf, und das mußte seinen Grund haben.

Wahrscheinlich hatte man mich nicht nur durch den Schlag betäubt, sondern mir noch eine Spritze verpaßt, mit Drogen, zum Beispiel…

Das mußte es gewesen sein. Man wollte mich mit »Stoff« unter Kontrolle halten. Dabei wußte ich auch nicht, wo ich mich befand.

Das rote Licht, die seidenweichen Umrisse und Konturen, dies alles paßte irgendwie zu meinem Zustand, der sich leider nicht verbesserte und immer auf einem Level blieb.

Zum erstenmal bewegte sich die Katze.

Sie hob die rechte Vorderpfote an und stellte sie wieder zurück auf meine Oberschenkel, wo sich die Pfote wie kratzend bewegte.

Das gleiche geschah mit der linken, ein Schütteln ging durch den Körper der Katze, und plötzlich hielt sie sich nicht mehr auf dem Fleck.

Sie schlich vor.

Langsam, bedächtig, als überlegte sie noch, ob es richtig war, was sie da tat. Sie kam über meinem Körper, stand schon auf der Brust und ging trotzdem noch weiter, um sich meinem Gesicht zu nähern.

Zum erstenmal nahm ich auch die Ausdünstungen des Tieres wahr.

Es war ein scharfer Geruch, richtig unangenehm.

Ein paarmal mußte ich schlucken, in meiner Kehle kratzte es rauh, ich räusperte mich, und dieses Geräusch schien die Katze zu stören, denn sie schüttelte unwillig den Kopf, bevor sie einen weiteren Schritt machte und mit geöffnetem Maul vor meinem Gesicht verharrte.

Wollte der Gepard zubeißen?

Ich bekam das große Flattern, und konnte es einfach nicht unterdrücken. Das Zittern pflanzte sich fort, der Schweiß brach mir

aus, und dieser Geruch vermischte sich mit den Ausdünstungen des vor mir lauernden Geparden.

In sein Maul schaute ich hinein.

Da bewegte sich die Zunge, da sah ich das gefährliche Gebiß und hörte auch das leise Fauchen, das mir entgegenströmte. Nur eine gute Fingerlänge entfernt befand sich meine Kehle. Wenn das Tier den Kopf drehte, konnte es zubeißen, und ich war verloren.

In diesem Augenblick stand ich Schreckliches durch, bis die Katze ihr Maul zusammenklappte und ein Knurren von sich gab, das auf mich irgendwie beruhigend wirkte.

Ich hatte es überstanden.

Wenigstens die erste Gefahr, und für die Raubkatze war ich plötzlich nicht mehr interessant geworden, denn sie drehte sich mit einer lässig und arrogant anmutenden Bewegung herum, bevor sie von der Liege heruntersprang.

Ich atmete auf.

Dieser Kelch war zum Glück noch einmal an mir vorübergegangen.

Himmel, hatte ich eine Furcht durchgemacht. Es war ein verdammt schlimmer Augenblick gewesen, als die Raubkatze mit offenem Maul auf mir gestanden hatte.

Was wollte man von mir? Und wer wollte was? Diese Fragen stellte ich mir erst jetzt. Mir fiel wieder der tote Bhuwani ein und auch dessen Worte.

Dieser Mann hatte von einem Netz gesprochen, auch der Begriff Voodoo war gefallen. Er glaubte fest daran, auch ich hatte so etwas schon erlebt, aber irgendwie bekam ich die »Fäden« nicht zusammen.

Wieder schreckte ich innerlich auf, denn ich hatte ein leises Tappen vernommen.

Diesmal näherte sich kein Raubtier meiner Liege. Eine andere Gestalt schälte sich gespenstisch aus dem rötlichen Lichtschein, der mein gesamtes Gefängnis erfüllte und auch die hochgewachsene Gestalt umschmeichelte, die sich meinem Bett näherte.

Es war Oganda!

Er hatte mir noch zu meinem Glück gefehlt! Noch hatte er sein Schwert nicht gezückt.

Vor meiner Liege blieb er stehen. Den Kopf hielt er gesenkt und starrte mich an. Gern hätte ich etwas über seine Gedanken erfahren, die sich hinter der breiten Stirn abspielten, aber er tat mir nicht den Gefallen und sprach mich auch nicht an.

Zum erstenmal nach meinem Erwachen sagte ich einen zusammenhängenden Satz. »Wo habt ihr mich hingeschleppt, verdammt?«

Er schüttelte nur den Kopf. Wieder tat er so, als wäre er stumm, und dann drehte er sich nach links, um in das Dunkel des Raumes zu

schauen, denn aus dem Hintergrund näherte sich eine zweite Gestalt meinem Bett.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, bis die Gestalt so weit herangekommen war, daß ich sie erkennen konnte.

Es war eine Frau! Sie sprach mit kehlig klingender Stimme, die zwar sanft, aber dennoch gefährlich klang.

»Bist du Sinclair?«

»Ja.«

»Gut, daß wir dich haben.«

Ich verstand die Antwort zwar, ohne allerdings den Sinn zu begreifen. Gerade wollte ich eine weitere Frage stellen, als die Frau den Hünen neben mir ansprach.

»Nimm ihn hoch, Oganda!«

»Sehr wohl, Herrin!«

Ich überlegte. *Herrin*, hatte der Riese zu ihr gesagt. Dann war er wohl ihr Diener. Das wollte einfach nicht in meinen Schädel hinein, aber ich wartete zunächst ab, bevor ich etwas erwiderte.

Oganda bückte sich. Sein mächtiger Oberkörper schwebte monströs über mir, so daß ich Beklemmungen bekam und das Gefühl hatte, er würde mich erdrücken.

Das tat er nicht. Statt dessen schob er seine baumstammstarken Arme unter meinen Körper und hob mich hoch. Ich bin nicht dick, aber auch nicht gerade ein Leichtgewicht. Mit was für einer Leichtigkeit er mich anhob, war schon imponierend. Daran hätte sich selbst der gute Arnold Schwarzenegger ein Beispiel nehmen können. In diesen Augenblicken kam ich mir hilflos vor.

Damit mein Kopf nicht an einer Seite herabbaumelte, stützte ihn ein mächtiger Muskel ab. Ich konnte nach vorn schauen und diejenigen sehen, die ich bisher nur als Schatten hatte erkennen können.

»Bring ihn mir!«

Ihre Stimme klang wieder so sanft, aber das Vibrieren darin konnte sie nicht unterdrücken. Sie kam mir vor wie jemand, der unter Strom und einer gewaltigen Erwartung stand.

Um sie passieren zu können, trat sie einen Schritt zur Seite, doch als wir mit ihr auf gleicher Höhe waren, sagte sie nur ein Wort:

»Stopp!«

Oganda blieb stehen.

So gelang es ihr, mich anzuschauen, und auch ich konnte sie jetzt deutlich sehen.

Ich zwinkerte ein paarmal, weil ich das Gefühl hatte, eine Halluzination zu erleben, denn diese hochgewachsene Frau besaß eine frappierende Ähnlichkeit mit einer gewissen Leila, die mich für eine kurze Zeit durch die Dimensionen des Schreckens begleitet hatte, als ich gegen die Großen Alten kämpfte.

Nun, ich überlebte, Leila wurde geköpft, deshalb konnte sie nicht vor mir stehen, und als ich sie genauer anschaute, bemerkte ich, daß die beiden verschieden waren.

Die Frau hier besaß langes dunkles Lockenhaar, das die Schultern berührte. Ihr Oberkörper wurde von keinem Fetzen Stoff bedeckt.

Dafür trug sie einen langen Rock, auf den sie eigentlich auch hätte verzichten können, da der Rock zu beiden Seiten hin offen war und tief unter dem Bauchnabel nur von einer Schleife zusammengehalten wurde.

Das Gesicht der Frau wirkte puppenhaft. Weiche Züge, Schmollmund, kleine Nase. Ohne daß diese Person sich rührte, strahlte sie eine Sinnlichkeit aus, die einem Mann den Verstand rauben konnte.

Auch ich blieb nicht unbeeindruckt, denn ihre schwellenden Formen luden direkt dazu ein, mit den Fingerspitzen auszuprobieren, ob aus diesem noch ruhenden Vulkan ein aktiver wurde.

Meinen Namen kannte sie, ich ihren nicht, und so fragte ich sie flüsternd: »Wie heißt du?«

»Ich bin Moira…«

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Ich kenne dich nicht.«

Da hob sie die dunklen Brauen. »Das glaube ich dir gern. Aber du wirst mich kennenlernen. Sehr genau sogar. Genauer geht es nicht mehr«, hauchte sie, streckte einen Arm aus und berührte mit drei Fingern meine rechte Wange.

Dieses Streicheln ging mir durch und durch. Es war sanft, aber ich hatte das Gefühl, von Raubtierkrallen berührt zu werden, denn die langen Fingernägel zogen Spuren in meine Haut. »Ich will dir noch etwas sagen, John«, hauchte sie. »Moira ist mein Name, aber man nennt mich die Voodoo-Queen oder Königin der Zombies. Ich hoffe, du weißt jetzt Bescheid, Sinclair…«

Verdammt, jetzt wußte ich Bescheid und hörte noch ihr leises Lachen, als mich Oganda fortschleppte.

***

»Ist John noch immer nicht zurück?« fragte Suko, als er an diesem Nachmittag das Büro betrat.

Glenda Perkins schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Und wo ist er hin?«

»Keine Ahnung.«

Suko räusperte sich unwillig. »Das geht mir in letzter Zeit verdammt auf den Wecker. Überlege mal. Erst fliegt er ohne mich nach Germany, zuvor hat er sich als Ritter in einer ferneren Vergangenheit betätigt, und jetzt ist er wieder auf Achse.«

»Warum sagst du mir das, Suko? Ich habe ihn nicht losgeschickt. Das

war Sir James.«

»Hm.« Suko überlegte. »Am besten wird es sein, wenn ich ihn mal frage.«

Glenda winkte ab. »Wieso? John ist erst seit drei Stunden unterwegs. Man kann ihn aufgehalten haben.«

»Klar. Mich macht nur stutzig, daß man ein so großes Geheimnis um seinen neuen Auftrag macht. Du weißt nichts, mir sagt man nichts. Was ist denn da im Busch?«

»Bin ich eine Hellseherin?«

»Leider nicht.«

»Okay, dann frag Sir James.«

»Das werde ich auch.«

»Aber beeile dich, Suko. Wie ich weiß, muß er gleich verschwinden. Irgend ein Geburtstagsfest eines hohen Tiers. Mit Staatsempfang und dergleichen.«

»Die drei Minuten, die ich brauche, wird er noch Zeit haben.«

Suko war fest entschlossen, sich nicht die Butter vom Brot nehmen zu lassen. Wenn er etwas haßte, dann war es die in seinen Augen unnötige Geheimniskrämerei. Es lagen sowieso genügend Probleme an, die gemeinsam in Angriff genommen werden mußten, da wollte er sich nicht noch mit anderen Dingen herumschlagen, für die er kein Verständnis hatte. Sie hatten eine erste Spur zu dem geheimnisvollen Hector de Valois aufgetan und erfahren, daß er zu den Templern gehört hatte, die wiederum mehr über den Gral, Aibon und Johns Kreuz wußten.

Sir James war noch in seinem Büro, aber er befand sich bereits im Aufbruch und schaute auch auf die Uhr, als Suko über die Schwelle trat. »Wenn es nicht sehr wichtig ist, halten Sie mich bitte nicht auf, Suko. Das soll kein Rausschmiß sein, aber ich muß leider zu einer offiziellen Feier, wie Sie sicherlich wissen.«

»Klar, Sir, und es dauert auch nicht lange.«

»Um was geht es?«

»Um John.«

Sir James lächelte. »Wieso? Ist ihm etwas passiert?«

»Noch nicht…«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Er ist seit drei Stunden weg und noch nicht zurückgekehrt.«

»Ich weiß.«

»Und wo ist er hin, Sir?«

Der Superintendent atmete tief ein. »Das, mein lieber Suko, kann ich Ihnen leider nicht sagen. Es ist eine geheime Kommandosache, wenn Sie verstehen.«

»Tut mir leid, Sir…«

»Ich mußte John allein gehen lassen, weil man es verlangt hat.«

Sir James schaute Suko scharf an. »Das hat mit Ihnen nichts zu tun. Ich mußte mich selbst fügen. Außerdem waren Sie ja noch beschäftigt.«

»Sir, ich verstehe Sie. Nur – was ist, wenn John etwas passiert? Dann weiß kein Mensch Bescheid.«

»Doch – ich.«

»Entschuldigen Sie, aber sind Sie immer so schnell zur Stelle, um Entscheidungen treffen zu können?«

Sir James lächelte. »Ich kenne Sie schon lange, Suko, aber ich habe nicht gewußt, daß Sie eine so große Hartnäckigkeit an den Tag legen können.«

»Wenn es um Freunde geht, immer.«

»Das kann ich mir vorstellen, ich finde es auch gut. Nur…«

»Sir, Sie kennen mich, wie Sie eben sagten. Ich bin verschwiegen wie das berühmte Grab. Springen Sie bitte über Ihren eigenen Schatten und geben Sie mir einige Informationen.«

»Ich müßte weg.«

»Sir…«, drängte Suko und vernahm das Stöhnen seines Chefs, der die Brille abnahm, die Gläser putzte und darüber nachdachte, ob er Suko einweihen sollte oder nicht.

»Gut, ich werde Ihnen einige Informationen geben. Vielleicht ist es auch besser so.«

»Endlich.«

Die Tür hatte Suko geschlossen, das Büro war abhörsicher. »Sie können solange Platz nehmen. Ich werde sowieso zu spät kommen. Also, die Sache ist etwas verzwickt. Ich habe John zu einem afrikanischen Diplomaten namens Bhuwani geschickt, denn es geht um einen Fall, der etwas länger zurückliegt und eigentlich nur John Sinclair etwas anging. Voodooland!«

Suko horchte auf. »Was sagen Sie da, Sir?«

»Ja, Voodooland. Sie waren ja auch dabei, haben aber in einem Sarg gelegen, wie ich hörte. Nun, wir dachten, daß diese Sache abgeschlossen wäre. Die Armee der Zombies existiert nicht mehr, die Insel auch nicht, aber es hat trotzdem Überlebende gegeben. Eine geheimnisvolle Frau soll nach London gekommen sein und angeblich versuchen, sich an John Sinclair zu rächen. Das ist das Problem.«

»Und Bhuwani hat Ihnen das gesagt.«

»Ja.«

»Weshalb tat er so geheimnisvoll?«

»Weil er selbst einmal dem Voodoo-Zauber verfallen war, aber jetzt im diplomatischen Dienst Karriere macht.«

»Sir, Bhuwani ist Afrikaner. Wir hatten es damals mit dem Voodoo-Zauber aus der Karibik zu tun.«

»Das weiß ich. Aber Bhuwani hat lange auf den karibischen Inseln

gelebt und besitzt auch noch gute Beziehungen dorthin. Er hat schwer mit sich gekämpft, ob er uns überhaupt etwas sagen sollte, und er entschloß sich endlich, über den eigenen Schatten zu springen und uns zu informieren. Natürlich unter dem Siegel der strengsten Geheimhaltung, wie Sie sicherlich verstehen.«

»Klar, wo Sie alles gesagt haben.«

»Und John ist nur unterwegs, um mit diesem Mann zu sprechen.«

Sir James lächelte. »Ihre Sorgen scheinen demnach unbegründet zu sein.«

»Das sieht so aus.«

»Trotzdem habe ich Sie nicht überzeugen können?«

»Richtig.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil andere Dinge Vorrang haben und ich sehr mißtrauisch bin. Sie haben vorhin erwähnt, daß sich eine geheimnisvolle Person an John rächen will und sich bereits in London aufhält. Da müßte man Vorsorge treffen.«

»Das sehe ich ähnlich.«

»Und deshalb bin ich hier. Gibt es eine Spur zu dieser geheimnisvollen Person? Hat Bhuwani Ihnen etwas gesagt?«

»Angedeutet.«

»Und was?«

»Er sprach von einer fröhlichen Invasion.«

»Sir, soll ich lachen oder weinen?«

»Das bleibt Ihnen überlassen, aber ich weiß, was sich dahinter verbirgt. Diese fröhliche Invasion bezieht sich auf eine Touristik-Messe, die in dieser Stadt ihre Pforten geöffnet hat. Mittelamerika, vor allen Dingen die Inseln der Karibik stellen aus, präsentieren sich, stellen sich dar und zeigen, was sie an Kunst, Mythologie und Fortschritt zu bieten haben.«

»Läuft die Messe schon?«

»Seit drei Tagen.«

»Hat Sie Bhuwani bewußt darauf hingewiesen?«

»Der Diplomat erwähnte sie zumindest«, erwiderte der Superintendent.

Suko schaute auf seine Uhr. »Wie lange hat die Messe ihre Pforten geöffnet?«

»Wahrscheinlich bis in die Nacht hinein, weil immer Sonderveranstaltungen durchgeführt werden.«

»Die sich jeder anschauen kann?«

»Das glaube ich schon.«

Suko stand auf und lächelte. »Sir, ich darf mich bei Ihnen bedanken. Sie haben mir sehr geholfen. Ich will nicht die Pferde scheu machen, aber ich möchte doch versuchen, mir diese Messe einmal aus der Nähe

anzuschauen. Als harmloser Besucher selbstverständlich.«
»Das kann ich verstehen.«
»Soll ich John mitnehmen?«
»Wenn er gleich kommt.«
»Sie könnten ja bei Mr. Bhuwani anrufen.«
Sir James schüttelte den Kopf. »Das werde ich sein lassen. Ich bin Ihnen weit genug entgegengekommen. Versuchen Sie, ein Auge auf John zu halten. Voodooland war eine verdammt heiße Sache. Ich möchte keinen zweiten Damion Cargal mehr erleben und auch keine neue Rhonda Lassalle.«
»Vielleicht hat diese andere Person ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit mit Rhonda.«
»Noch schwebt sie im dunkeln.« Mit diesem Satz verabschiedete sich Sir James, um endlich zu seiner Feier zu kommen.
Suko folgte ihm. Der Fahrer des Superintendenten war bereits hochgekommen, und Sir James mußte den aufgeregten Mann zunächst einmal beruhigen. »Eine akademische Viertelstunde schadet überhaupt nichts, wenn ich die zu spät komme«, erklärte Sir James.
Suko ging zurück in das Büro, das sich er und John teilten. Dort wartete Glenda schon mit einer Tasse Tee. »Nun?« fragte sie lächelnd. »Hat man dich beruhigen können?«
Suko schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil, ich bin unruhiger geworden.«
»Ach. Und weshalb?«
»Ich dürfte nicht darüber reden, aber etwas möchte ich dir sagen. Jemand soll sich an John rächen wollen.«
»Wer?«
Suko hob die Schultern. »Möglicherweise eine Frau.«
Glenda verengte die Augen. »Kennst du sie?«
»Nein, leider nicht. Aber sie muß in irgendeiner Verbindung zu dem damaligen Fall Voodooland stehen.«
Glenda war erstaunt. »Aber der ist doch ausgestanden.«
»Das hatte ich auch gedacht. Tatsächlich sieht es anders aus. Es kann sein, daß man John eine raffinierte Falle gestellt hat, in die er hineingetappt ist.«
»Und was willst du dagegen tun?«
»Nichts. Ich werde Shao anrufen und sie bitten, mich am heutigen Abend zu begleiten.«
»Darf man fragen, wohin ihr gehen wollt?«
»Das darfst du«, lächelte der Chinese. »Du bekommst sogar eine Antwort von mir. Shao und ich werden eine Messe besuchen. Keine Kirchenmesse, sondern eine Ausstellung.«
Jetzt verstand Glenda überhaupt nichts mehr. Suko behielt den Rest auch für sich. Er hob nur den Hörer ab und wählte seine eigene

Telefonnummer…

***

Das rote Licht blieb. Es hatte uns auf unserem Weg in andere Räume oder Wolkenzimmer begleitet, denn so kamen sie mir vor. Noch immer hatte ich das Gefühl, über allem zu schweben, hinwegzusegeln in andere Dimensionen und Länder, die mich aufsaugten wie Katzenstreu das Wasser.

Ich wurde getragen, dann hingelegt und hörte das Wasser leise plätschern.

Als ich den Kopf im Liegen nach links drehte, sah ich für einen Moment die Dampfschwaden, die aus einem gefüllten Bassin aufstiegen und sich in dem roten Schein verteilten, so daß es wirkte, als wäre der Raum mit einem roten Nebel erfüllt.

Ich lag auf einem weichen Diwan und roch ein schweres Parfüm der Luxuspreisklasse.

Es war mir nicht unangenehm, auch wenn ich ihn nicht immer um mich haben wollte.

Jedenfalls lullte er mich ein, wobei mir für einen Moment der Gedanke kam, daß der Geruch als Zusatz eine verdampfende Droge besitzen konnte.

Ich jedenfalls fühlte mich noch immer matt, erschlagen, lethargisch. Aber meine innere Einstellung hatte sich ebenfalls gewandelt.

Ich sah meine Umgebung als nicht mehr so schlimm an. Auch nicht die Person, die mich auf den Diwan gelegt hatte und deren Gesicht jetzt mein gesamtes Blickfeld einnahm, als sich Oganda über mich beugte und mich scharf angrinste. Er bewegte die Lippen, ich hörte aber kein Wort, sah nur seine Armbewegung und etwas aus seinen Fingern hervorschauen.

Eine Kanüle.

Sie gehörte zu einer Spritze, deren Kolben in der Faust des Hünen verschwand.

Gern hätte ich seine Hand zur Seite geschlagen, doch ich fand einfach nicht die Kraft und konnte mich nicht einmal dazu überwinden, den Arm zu heben.

Oganda stach zu.

Er hatte dabei auf mein Gesicht gezielt, und auch das wäre mir egal gewesen, doch im letzten Augenblick zuckte seine Hand nach rechts, die Nadel wischte dicht an meinem Kinn vorbei und traf den Hals.

Einen winzigen Schmerz spürte ich, das war der erste Eindruck.

Der zweite folgte sogleich, denn das Zeug, das man mir spritzte, begann sofort zu wirken.

Ich »schwamm« weg…

Plötzlich war ich eingelullt von einem weiten Meer und gewaltigen

Wolken, die mich forttragen wollten in die Unendlichkeit des Raumes. Ich sah nichts mehr, ich hörte nichts, und das Gesicht des Schwarzen verschwamm ebenfalls zu einer breiigen Masse, die sich immer weiter von mir entfernte wie eine ins All rasende Rakete.

Ich rechnete damit, bewußtlos zu werden, das wurde mir erspart.

Statt dessen blieb ich in diesem Schwebezustand, der mir alles so leicht machte. Es gab keinerlei Probleme für mich, und vor allen Dingen war das Gefühl der Angst vollkommen verschwunden.

Ich fühlte mich wohl.

Verantwortlich dafür zeigte sich diese geheimnisvolle und exotische Wunderdroge, die man mir gespritzt hatte. Und wäre in diesem Augenblick einer meiner zahlreichen dämonischen Gegner erschienen, um mich zu töten, ich hätte ihn mit offenen Armen empfangen, denn der Begriff Feindschaft war aus meinem Hirn verbannt worden.

Und so lag ich da, gab mich meinen Träumen, Gedanken und Illusionen hin, ohne mich um die Dinge kümmern zu können, die um mich herum geschahen.

Mein Zustand änderte sich auch dann nicht, als mein Blut in Wallung geriet und mich mit einer regelrechten Hitze erfüllte.

Aus der Tiefe meines Unterbewußtseins stieg ein Sehnsuchtsgefühl auf, das sich zu einem Verlangen steigerte.

Das Verlangen nach einer Frau!

Es war verrückt, aber ich konnte dagegen nicht an, denn die gespritzte Droge hatte voll und ganz die Kontrolle über mich bekommen, und das Verlangen ließ sich beim besten Willen nicht mehr unterdrücken. Es war einfach da, es würde weiterhin bestehen, und meine Erregung steigerte sich. Die ersten erotischen Träume überkamen mich.

Ich sah mich davonschwimmen, von jungen Mädchen empfangen werden, die mir zulächelten und mir auch ihre Arme entgegenstreckten. Ich hörte ihr Flüstern und konzentrierte mich auf die Worte, die sie mir entgegenraunten.

»Wir werden dich vorbereiten auf ein wunderbares Ereignis. Die Königin wartet auf dich. Du sehnst dich nach ihr, du hast dich in sie verliebt, Fremder…«

Es war verrückt, aber ich konnte nicht widersprechen und mußte den Stimmen auch recht geben.

»Ja, ich habe mich verliebt!«

Und die Person, der ich diese Liebe entgegenbrachte, erschien plötzlich vor mir.

Ein Gesicht.

Die Züge der schönen Moira.

Sie hatte die Lippen verzogen, lächelte mir zu, und in diesem Lächeln lag eine Verlockung, wie ich sie noch niemals erlebt hatte. Ich wollte

das Lächeln erwidern, kam jedoch nicht dazu, denn plötzlich spürte ich die Hände auf meinem Körper.

Waren es ihre Hände?

Nein, andere Stimmen sprachen zu mir, und die bildete ich mir nicht einmal ein, denn ihr Flüstern wehte wie ein Hauch über meinen Körper, als sie mir rieten, die Augen zu öffnen.

Ich gehorchte!

Da sah ich sie vor mir. Sie standen neben dem Diwan. Es waren die dunkelhäutigen jungen Mädchen, von denen ich geträumt hatte.

Sie waren fast nackt. Nur ein Hauch von durchsichtigem Tüll umwehte sie.

Es waren keine Negerinnen, man mußte sie zu den Mischlingen zählen, wie es sie in der Karibik gab. In ihren herrlichen, schwarzen Haaren steckten bunte Blumen, die mir einen betörenden Duft entgegenschickten.

Beide beugten sich vor, und beide streichelten mich, als sie mir erklärten, welche Aufgabe sie hatten.

»Die Königin hat uns geschickt, Fremder. Wir sind gekommen, um dich auf den großen Augenblick vorzubereiten. Wir machen es gern und werden sehr behutsam vorgehen…«

Während ihrer Worte hatten sie bereits mit flinken Fingern meine Gürtelschnalle gelöst. Dann wurde der Reißverschluß geöffnet, und auch ich mußte lächeln. Ich hatte keinen eigenen Willen mehr, die in meinem Körper tobende Droge hatte ihn ausgeschaltet.

Sie zogen mich aus.

Ich tat nichts dagegen. Ich genoß es sogar, wenn ich ehrlich sein soll. Zudem war es kein Ausziehen im normalen Sinne, denn hinzu kam das Streicheln, das ich noch nie so intensiv erlebt hatte.

Mir kamen die beiden vor wie Engel. Sie bewegten sich mit einer unnachahmlichen Grazie, und im Takt ihrer Bewegungen schwang alles andere mit.

Sie zogen mir das Hemd aus und schleuderten es weg, das Unterhemd folgte.

Daß ich völlig nackt war, kam mir gar nicht so zu Bewußtsein.

Und wenn auch, es hätte mir nicht einmal etwas ausgemacht, so sehr befand ich mich im Bann der Droge.

Zuletzt trug ich nur mein Kreuz.

Und wieder tasteten Finger über meine Brust, um sich dem Kreuz zu nähern. Die schlanken Hände hoben es hoch, während das andere Paar über von meinem Kopf entferntere Körperregionen strichen und mich so ablenkten.

»Leg es ab«, flüsterte man mir zu.

Ich wollte protestieren. Es war wie ein Blitz, der in meinen Schädel fuhr, denn alles, was mit dem Kreuz zusammenhing, ging auch mich

direkt und persönlich an.

Aber der Blitz löste keine Reaktion aus, und ich ließ die Hände gewähren.

Finger schoben sich unter meinen Kopf und hoben ihn an, damit die andere Hand die Kette erfassen und sie mir über den Kopf streifen konnte. Ich tat nichts, ich lag da, schaute zu und war selig.

Noch einmal schwang das Kreuz vor meinen Augen, ich glaubte zudem, es aufblitzen zu sehen, dann war es verschwunden und landete neben mir auf dem weichen Diwan.

»So, jetzt bist du bereit«, sagte eine weiche Stimme, und ebenso weiche Lippen strichen über meine Wange zu einem flüchtigen Kuß.

Ich atmete tief ein. Abermals genoß ich den Duft, der auch aus den dunklen Haaren der neben mir und vorgebeugt sitzenden Frau strömte. Er paßte in diese schwüle Atmosphäre hinein, die so gar nichts mit dem Horror zu tun hatte, den ich sonst erlebte.

Aber das war nur äußerlich.

Tatsächlich saß er auf der Lauer und war bereit, zuzuschlagen.

Wieder dachte ich daran. Es war so, als wollte sich mein Unterbewußtsein gegen die Lethargie aufbäumen und mir Warnungen entgegenschicken, dann brach diese Brücke wieder zusammen, so daß ich in den alten Zustand zurückfiel und mich im wahrsten Sinne des Wortes in die Hände der beiden exotischen Schönen begab.

Sie hoben mich an.

Ich hatte bisher lange gelegen. Der plötzliche Ruck brachte mich ein wenig durcheinander, so daß ich von einem Schwindelgefühl überschwemmt wurde und zunächst einmal auf der Diwankante sitzenblieb, umsorgt von vier streichelnden Händen.

»Geht es wieder?« hauchte mir jemand ins Ohr.

»Ja.«

Man half mir auf die Beine. Links und rechts wurde ich festgehalten, und so stand ich splitternackt zwischen den beiden Schönen aus der Karibik.

Ich schaute an ihren Körpern herab. Unter dem Tüll entdeckte ich die kleinen Busen, die bei jeder Bewegung mitzitterten.

Vor mir befand sich der runde Bottich. Ein herrliches Bad, in dem es duftete und auf das ich zugeführt wurde. Bis zum Rand des Bades schritten wir über weiche Teppiche, und ich streckte ein Bein vor, damit das Wasser meinen Fuß umspielen konnte.

Die Temperatur war angenehm warm. Ich empfand sie als genau richtig und wehrte mich auch nicht, als ich über die schmalen Stufen einer Treppe in den Badebottich hineingeführt wurde.

Das Wasser lebte. Zumindest an der Oberfläche, denn dort hatte sich Schaum gebildet, der sich aus unzähligen kleinen Bläschen zusammensetzte, von denen in jeder Sekunde zahlreiche zerplatzten.

Das Wasser reichte mir fast bis an die Hüften. Kleine Wellen rollten heran und umspielten meine Beine.

Es war herrlich.

Ich schaute nach rechts. Am Rand des Beckens waren die beiden Exotinnen stehengeblieben, blickten auf mich nieder und forderten mich auf, mich hinzusetzen.

Das tat ich auch.

Ich taumelte dem Grund entgegen. Das Wasser war weich und duftete intensiv nach Blumen. Es gelang mir nur für Sekunden, mich hinzusetzen, denn unsichtbare Strömungen rissen mir die Beine hoch.

Obwohl ich mich bewegte wie immer, reagierte ich doch nicht so schnell und forsch wie sonst. Alles lief langsamer ab. Wie in Zeitlupe hob ich den Kopf, um nachzusehen, woher das rote Licht kam, das uns alle einhüllte.

Die in den Boden eingelassene Wanne besaß einen breiten Rand, auf dem all die Dinge lagen, die man zum Baden benötigte.

Das alles nahm ich nur am Rande wahr, denn mich interessierten die beiden Mädchen, da ich fest damit rechnete, daß sie zu mir ins Bassin steigen würden, um mich zu waschen. Ich hob schwerfällig den Arm aus dem Wasser, winkte ihnen zu, sie lächelten auch, aber sie zogen sich gleichzeitig zurück, so daß sie wie Gespenster in den rötlichen Dunst eintauchten und nicht mehr für mich zu sehen waren.

Allein ließen sie mich zurück.

Wieder einmal bekam ich einen klaren Kopf, und mir fiel ein, daß ich vor wenigen Wochen noch eine ähnliche Situation in einem japanischen Badehaus erlebt hatte. Damals hatten es die Kreaturen auf Shao abgesehen gehabt, und in diesem großen Bassin hatte ein widerlicher Ghoul gelauert. [2] Das war für mich in den nächsten Sekunden vergessen, denn die Kraft der Droge überschwemmte mein normales Ich. Die reale Gedankenwelt tauchte wieder zurück, aber ich wußte, daß ich nicht umsonst in dem Bassin saß und etwas tun mußte.

Schwamm und Seife lagen in Reichweite. Alles war wunderbar vorbereitet, doch ich sollte nicht dazu kommen, mich zu waschen.

Am gegenüberliegenden Ende des Bassins geriet das Wasser in Bewegung. Zuerst bildeten sich Wellen, anschließend entstand ein Kreisel, aus dem sich etwas hervorschob.

Zunächst sah ich nur etwas Gelbes, Dickes, eigentlich unidentifizierbar, bis ich erkannte, daß es ein Schwamm war, der von einer breiten Klaue gehalten wurde.

Der Hand folgte eine Schulter, ein Kopf. Halbverwest und mit strähnigen nassen Haaren bedeckt.

Ein Zombie!

Und diese lebende Leiche war aufgetaucht, um mich, John Sinclair,

zu baden…

***

Einige Zuschauer schrien auf, als sie sahen, daß der nur mit einem Lendenschurz bekleidete Schwarze sich den glühenden Kohlen näherte. Dicht vor dem Becken blieb er stehen und hob den rechten Fuß.

»Karibik-Zauber!« flüsterte jemand, »daß ich nicht lache. Das ist kein Karibik-Zauber, das ist schon Karibik-Horror…«

Suko und Shao sagten nichts. Sie standen etwas im Hintergrund, aber sie konnten trotzdem gut erkennen, was vor ihnen ablief. Diese Messe hatte beide überrascht, denn die Aussteller hatten sich die größte Mühe gegeben, ihr Land so lebendig wie möglich zu repräsentieren. Da war nichts Künstliches, die Palmen waren ebenso echt wie das Zuckerrohr. In einer großen Halle hatte man die verschiedenen Stände aufgebaut. Man konnte essen, Musik hören, man sah Bilder von Städten und Landschaften. Reisebüros hatten Filialen eröffnet, und dunkelhäutige Hostessen verteilten Prospekte.

Die Lampen leuchteten als große Sonnen unter der Decke, die sich drehten und den Zauber der Karibik näherbringen sollten.

Es war wirklich etwas getan worden, um dem Touristen aus dem nebelfeuchten England diese exotische Welt näherzubringen.

Wie immer bei Ausstellungen oder Messen dieser Art hatte man auch einheimische Künstler eingeflogen.

Ein Tanz, der in der Karibik seinen Ursprung besaß, war der Raggae. Ein Konglomerat aus heißen Rhythmen, wildem Gesang und feurigen Melodien.

Und diese Musik erfüllte die gesamte Halle.

Eine Band spielte und untermalte die Darbietungen.

Jetzt allerdings verhalten, denn der kräftige Mann, der von den glühenden Kohlen angestrahlt wurde, konzentrierte sich noch. Er hatte die Augen geschlossen, die Arme vorgestreckt, und plötzlich tat er den ersten Schritt.

Seine nackte Fußsohle berührte die Kohlen!

Nicht er zuckte, sondern die Zuschauer. Manche schrien leise auf, andere schauten starr hin, aber mit verzerrtem Gesicht.

Und der Künstler schritt über die Kohlen, als wäre es die natürlichste Sache der Welt.

Shao hatte Sukos Arm umklammert. »Ich bewundere diese Leute immer wieder«, flüsterte sie.

»Alles Training.«

»Das sagst du so einfach.«

»Denk an die indischen Fakire, die sich lebendig haben begraben lassen. Wäre meine Ausbildung im Kloster noch weiter und spezieller

geworden, hätte ich so etwas auch schaffen können.«

»Glaubst du wirklich?« hauchte sie.

»Ja.«

Sie schwiegen, denn der Mann machte den letzten Schritt über das glühende Kohlebecken. Danach drückte er noch einmal beide Füße gegen die heiße Asche, stieß sich ab und ließ mit einem letzten großen Sprung das Hindernis hinter sich.

In den Knien sank er ein, um danach in die Höhe zu schnellen und sich dem Beifall des Publikums zu stellen.

Auch Shao klatschte, während sich Suko zurückhielt und sich heimlich umschaute. Sie waren schließlich nicht zu ihrem Vergnügen in die Ausstellung gekommen, zudem hatte Suko seine Freundin nicht voll eingeweiht. Er lächelte, als er daran dachte, wie Shao ihn angeschaut hatte, als er von dem Bummel erzählte.

So plötzlich und unerwartet waren seine Einladungen sonst nie erfolgt. »Und ein wenig Dienstliches ist auch dabei«, hatte er noch gesagt, war aber von Shao kaum beachtet worden, da sie bereits im Kleiderschrank wühlte, um die passenden »Klamotten« zu finden.

Eine Jacke aus dünnem Stoff. Da sie praktisch dachte, hatte sie das lachsfarbene Jackett als Bluse umfunktioniert und einen weißen Ledergürtel um die Taille gespannt.

Dazu trug sie eine schwarze Hose, die dort endete, wo auch die Waden ausliefen. Das Leder der bequemen Schuhe war sehr weich, und sie lief darin wie in Pantoffeln.

Obwohl auf der Messe zahlreiche Schönheiten vertreten waren, fiel Shao trotzdem auf. Vielleicht war es auch der durchsichtige Stoff der Jackett-Bluse, denn die Chinesin trug darunter nichts als die nackte Haut. Den dünnen Mantel hatte sie im Wagen gelassen, und sie mußte stets still lächeln, wenn die Blicke der anderen Männer sie streiften, während Suko dies überhaupt nicht gefiel.

Der Beifall verebbte allmählich, aber Ruhe trat nicht ein, denn aus dem Hintergrund der großen Bühne kamen einige Tänzer und Tänzerinnen, die eine sagenhafte Raggae-Stimmung herbeizauberten.

Plötzlich wurden auch Feuer angezündet, das rote Licht verlöschte, dafür erschien ein künstlicher Sternenhimmel, der tatsächlich so kitschig wie in Wirklichkeit wirkte und den Zauber der nächtlichen Tropen rüberbringen sollte.

Shao stieß ihren Freund an. Suko gehörte zu den wenigen, die nicht klatschten, und mußte sich von Shao eine Bemerkung gefallen lassen. »Du machst ein Gesicht, als wärst du gerade arbeitslos geworden. Was ist los?«

»Ich denke nach.«

»Aha. Und worüber?«

Schnell suchte der Inspektor nach einer Ausrede, die ihm auch sofort

einfiel. »Ob wir etwas trinken sollen oder nicht?«
»Ich wäre dafür.«
»Dann komm.«
Es gab genügend Stände und bunt aufgemachte, mit Lampions dekorierte Bars, wo zu einem Spottpreis kalte Drinks von heißen Mädchen serviert wurden. Es waren kaffeebraune Girls aus der Region. Mittelamerika zeigte sich hier von seiner bunten Seite, und kein Wort wurde über das Elend gesprochen, das es in diesen Staaten gab. Aber wo die Touristen hinfuhren, an den herrlichen, feinsandigen Stranden, da wurden Not und Armut verschwiegen.
An einem kleinen runden Bartisch fanden Suko und Shao ihre Plätze. Die Chinesin löste ihre Hand aus dem angewinkelten Arm des Inspektors, schaute kurz auf die Karte und bestellte sich einen Bacardi mit Cola.
Ein Mixer, dessen Gesicht fast nur aus Gebiß bestand, grinste sie breit an. »Mehr Rum oder mehr Cola?«
»Cola.«
»Und Sie, Sir?«
»Ich nehme einen Lemmon.«
»Sehr wohl.«
Es war alles so freundlich, so leicht, problemlos, und nachdem die beiden ihre Getränke bekommen und einen ersten Schluck genommen hatten, stellte Shao lächelnd eine Frage voller Hintersinn. »Ich kenne dich lange genug, Suko, und weiß, daß du des Abends gern zu Hause sitzt. Wenn du mich mal ausführst, hat das einen Grund. Besonders dann, wenn wir uns an einen so ungewöhnlichen Platz wie diesen hier begeben,«
Der Inspektor hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Ich habe von der Ausstellung gehört. Ein Kollege berichtete davon.«
»John?«
»Nein, der war es nicht.«
Shao schielte ihren Partner über den Glasrand hinweg an. »Und wo steckt er jetzt?«
»Unterwegs – dienstlich.«
Sie legte ihre Finger auf Sukos Hand. »Du bist sehr verschwiegen heute«, erklärte sie.
»Wie meinst du das?«
»Wir sind hier doch nicht ohne Grund!« Ihre Stimme hatte sich verändert. »Los, rück raus mit der Sprache!«
Suko sah ein, daß er auf die Dauer an Shao nicht vorbeireden konnte. Er nickte. »Okay, ich will es dir sagen. Es geht um John.«
»Ach.«
»Er ist von einem Besuch nicht zurückgekehrt.«
»Und wen hat er besucht?«

Suko informierte Shao über das, was er von seinem Chef, Sir James, gehört hatte, und er sah eine junge Frau vor sich, die sehr nachdenklich wurde.
»Jetzt weißt du alles.«
»Und du meinst, daß es noch einige, sagen wir, Reste gibt, die etwas mit Voodooland zu tun haben?«
»Ich weiß nicht. Ich will es herausfinden«, gab Suko flüsternd zurück, weil zwei Mädchen dicht an ihrem Tischen vorbeistrichen und sonst etwas mitbekommen hätten.
»Rechnest du denn damit, daß wir John hier finden?«
»Es ist eine Spur, mehr nicht.«
»Und warum kümmern wir uns nicht um diesen Bhuwani?«
»Das hätte ich auch gern getan. Doch dieser Mann gehört zu den hohen Tieren, er steht unter diplomatischem Schutz. Zudem will er nicht in Erscheinung treten. Er hat uns den Tip von dieser fröhlichen Invasion gegeben.«
Shao schaute sich um und verzog die Lippen zu einem Lächeln.
»Fröhliche Invasion ist gut. Das ist mir alles viel zuviel Schau, zuviel Wirbel. Wenn hier etwas nicht stimmt, frage ich mich, wo es stattfindet.«
»Hinter den Kulissen.«
»Und wo stehen die?«
»Das werden wir noch herausfinden.«
Shaos Blick wurde plötzlich starr.
Suko bemerkte den Ausdruck und fragte: »Was hast du?«
»Schau mal vorsichtig zurück. Aber nicht zu auffällig. Nahe der Bühne steht jemand.«
»Wer?«
»Den habe ich noch nie gesehen, aber der Typ wirkt richtig furchteinflößend.«
Suko kannte seine Shao. Sie war im Prinzip nicht besonders ängstlich. Wenn sie so etwas von sich gab, hatte das einen Grund. Aber der Inspektor beherrschte sich und verharrte in seiner Haltung. Er wollte auf keinen Fall Verdacht erregen.
Ein dunkelhäutiger Boy im roten Smoking trug ein großes Tablett.
Auf ihm befanden sich einige Häppchen. Die mit Zitronensaft beträufelten Sardellenfilets glitzerten silbrig. Daneben lagen viereckig geschnittene Brothäppchen, ebenfalls belegt. Neben den weißen Fischstücken standen scharfe Saucen bereit.
Shao nahm ein Stück, Suko lehnte ab. Dabei hatte er die Gelegenheit, sich endlich unauffällig umzuschauen. Er wußte sofort, wen seine Partnerin gemeint hatte, denn dieser Kerl war einfach nicht zu übersehen, obwohl er sich Mühe gab, möglichst im Hintergrund zu bleiben und nicht entdeckt zu werden.

Das war schon eine Wand. Aber eine Wand aus Muskeln und Sehnen, geschmeidig und dennoch voller Kraft steckend. Ein Schädel ohne Haare, ein Gesicht, das scheußlich wirkte und mit rötlichem Licht übergossen wurde, da er nahe einer Lampe stand, die als künstlicher Palmenfächer gebaut war und auch Wärme abgab, denn der Mann hatte es nicht für nötig gehalten, sich etwas über seinen nackten Oberkörper zu streifen. Dafür glänzte seine Haut matt, als hätte er sie mit einer Creme eingerieben.

Die Hände hielt der Typ auf dem Rücken verschränkt. Er bewegte sich kaum, aber Suko glaubte fest daran, daß er alles sah, was sich in seiner unmittelbaren Umgebung abspielte. Davon zeugte allein das hektische Hin und Her der Augen.

»Was sagst du?« flüsterte Shao.

»Ich kenne den Kerl nicht.«

»Du bist gut. Denkst du ich? Aber ich habe auch kein Interesse daran, ihn kennenzulernen.«

»Er wird als Aufpasser eingestellt worden sein«, vermutete Suko.

»Wobei ich mich frage, weshalb man das getan hat?«

»Wenn jemand etwas zu verbergen hat…«

»Stimmt.«

»Willst du dich näher mit ihm beschäftigen?«

Suko verzog die Lippen. »Nur wenn es sein muß.«

»So meine ich das nicht.« Ihr Blick flog abschätzend über den Körper des Chinesen. »Mit dem hättest auch du deine Mühe.«

»Falls ich überhaupt gegen ihn ankomme.«

»Und er ist bewaffnet.«

Suko nickte. »Das habe ich auch festgestellt. Was da über seine linke Schulter hinwegschaut, ist bestimmt keine dritte Hand.« Er leerte sein Glas und blickte wieder zur Bühne.

Dort ging die Show weiter. Allerdings verhalten. Die Tänzer bewegten sich jetzt langsamer. Auch die Beleuchtung hatte sich verändert. Es war dunkel geworden. Die Schatten überwogen.

Durch ihre Tiefe wirkte die Bühne so; als würde sie in einen schwarzen Hintergrund auslaufen. Man hatte einen künstlichen Himmel geschaffen, auf dem die Sonne noch als leicht rötlich schimmernder Ball stand, ansonsten aber vom Licht der kleinen, ebenfalls künstlichen Sterne umgeben war.

Allmählich wurde auch die Musik leiser. Aus dem rechten Schatten der Bühne löste sich eine Gestalt. Es war der Ansager, er trug eine enge dunkle Hose und ein locker fallendes weißes Hemd mit aufgepumpt wirkenden Ärmeln.

An der Bühnendecke explodierte ein Scheinwerfer. Sein heller Balken fiel schräg in die Tiefe und erfaßte nur das Gesicht des Ansagers, das mit weißer Farbe oder Kreide bemalt war, wobei um die Augen herum

graue Schminke dem Gesicht ein irgendwie schauriges Aussehen gab.

Aus der rechten Faust des Mannes schaute der ovale Kopf eines Mikrofons, und alles wies darauf hin, daß anschließend ein neuer Programmpunkt gestartet werden sollte.

Es dauerte seine Zeit, bis Ruhe eingekehrt war. Shao und Suko schauten zu diesem hochgewachsenen Mann mit den negroiden Zügen hin, der sich noch immer nicht gerührt hatte, aber plötzlich lautlos verschwand. Wie ein Phantom hatte er gewirkt, so daß man sich fragen konnte, ob man seine Anwesenheit nur geträumt hatte.

Der Ansager erzählte in malerischen Worten und Sätzen von den Schönheiten der Karibik, und er begann schließlich damit, auch von den blauen und lauen Nächten dieser Region zu sprechen, die auf Menschen eine so eigenartige Wirkung ausübten.

Was er da erzählte, empfanden Suko und Shao als reines Blabla, bis zu dem Zeitpunkt, als der Mann auf der Bühne zum eigentlichen Thema kam. »Keine Nacht ohne Voodoo!«

Plötzlich wurde es ruhig. Suko und seine Partnerin schauten sich gegenseitig an. Jeder wußte, was Voodoo bedeutete, und auch John Sinclairs Verschwinden mußte mit diesem schwarzmagischen Phänomen zusammenhängen.

»Hier, liebe Gäste, werden Sie die Nacht der Nächte erleben. Alle Mitwirkenden haben sich zu einem fantastischen Finale zusammengefunden, das bis weit nach Mitternacht reicht. Wir werden Ihnen die Magie des Voodoo nahebringen, diesen geheimnisvollen Zauber, der es tatsächlich schafft, die Leichen aus den Gräbern zu holen und sie dorthin zurückkehren zu lassen, wo sie als Lebende gewohnt haben.« Seine Stimme wurde leiser, einschmeichelnder, aber auch drohender, denn der Unterton darin war nicht zu überhören. »Ich garantiere, daß sich keiner von Ihnen diesem Zauber entziehen kann. Voodoo peitscht auf, Voodoo wird Sie in seinen Bann ziehen und dafür sorgen, daß Sie das Grauen eines fernen Landes spüren.« Er trat einen Schritt zurück, und es sah so aus, als wollte er das Mikro fortschleudern, um dann wieder mit gewaltiger Stimme hineinzusprechen, daß die gesamte Halle erzitterte: »Es lebe der Voodoo! Es lebe die Nacht der lebenden Toten…!«

Im gleichen Augenblick verlöschte auch der Scheinwerfer. Nur noch die leisen Schritte des sich von der Bühne entfernenden Ansagers waren zu hören. Bis sie von einem anderen Geräusch übertönt wurden.

Von dem leisen, unheimlich klingenden Trommeln…

***

Ich hockte im Wasser, umgeben von Nebel- und Dunstschwaden, starrte nach vorn, wußte, was da ablief, doch ich besaß nicht die

Nerven und die Willensstärke, um etwas dagegen zu tun.
Die Droge hielt mich umklammert! Sie hatte mich reaktionslos gemacht, so daß die anderen mit mir anstellen konnten, was sie wollten.
Der Zombie stieg höher. Es war eine Gestalt wie aus einem Alptraum. Wäre ich voll dagewesen, hätte ich sicherlich auch Angst verspürt, so aber sah ich ihn, nahm ihn hin und tat nichts, um ihn aufzuhalten oder irgendwie zu stoppen.
Er war einfach da.
Und er kam auf mich zu.
Sein Gesicht sah so aus, als würde jeden Augenblick die Haut abfallen. Die Augen wirkten wie zwei Kugeln, die jemand in die Höhlen gedrückt hatte.
Wellen schwappten mir entgegen. Da ich weit zurückgelehnt in der Wanne saß, rollten sie in Kinnhöhe heran und schlugen auch mal gegen meine Lippen.
Ich spie das Wasser aus und spürte einen Ekel, als ich daran dachte, daß die lebende Leiche mit mir zusammen in einer Wanne saß und auch etwas von mir wollte.
Der Zombie mußte knien, das entnahm ich seiner Haltung. Das Wasser umspielte seine lappige Brust, in Tropfen rann es über die faule Haut, und die rechte Hand mit dem Schwamm zwischen den Fingern näherte sich bereits meinem Gesicht.
Doch nicht dort verspürte ich die erste Berührung, sondern an meinen Füßen, gegen die der Zombie drückte. Ich zog unwillkürlich die Beine an, es war auch nicht meine Sache, Kontakt zu einem so scheußlichen Wesen zu bekommen, das sicherlich darauf aus war, mich zu töten.
Und was tat ich?
Nichts!
Ich blieb in der verdammten Wanne sitzen, spürte die Wärme des Wassers und dachte daran, daß ich überhaupt keine Chance mehr hatte, diesem Wesen zu entfliehen.
Dann warf es sich vor.
Das Wasser trug den Zombie. Er schwamm auf mich zu. Jetzt hätte ich, wäre ich bei normalem Bewußtsein gewesen, das Kreuz oder die Beretta genommen, um ihn zu vernichten.
Statt dessen blieb ich hocken und mußte mir gefallen lassen, daß seine linke Hand mit dem Schwamm auf meine Schulter klatschte und sich die rechte Totenklaue auf die andere Schulter legte, wobei die Kälte dieser allmählich verwesenden Haut von der Wärme des Wassers neutralisiert wurde.
Sein Gesicht erschien dicht vor dem meinen. Jede Einzelheit nahm ich wahr. Eine furchtbare Visage, verzerrt, bleich und auch naß.

Zum erstenmal stieg auch der Modergeruch in meine Nase, denn die parfümierten Essenzen des Badewassers konnten den Gestank nicht mehr überdecken.

Von den Schultern bis zur Kehle war es nur mehr ein kurzer Griff.

Ich versteifte und spürte trotz des warmen Wassers eine Eiseskälte auf dem Rücken.

Der Zombie bewegte die Hand. Und der Schwamm darin glitt von meiner Schulter zur Brust, tauchte in das Wasser, saugte sich voll und wurde losgelassen.

Die andere Klaue begab sich ebenfalls auf die »Reise« und näherte sich meiner Kehle.

Schon spürte ich die Finger. Alle fünf übten einen unterschiedlichen Druck aus. Ich bekam kaum noch Luft, und die Linke gesellte sich ebenfalls dazu, so daß sich die Anzahl der würgenden Finger verdoppelte.

Zwei Todesarten kamen für mich in Frage.

Entweder erwürgen oder ertränken!

Gegen beide konnte ich mich nicht wehren. Ich lag im Wasser, wurde ein wenig tiefer gedrückt, und die erste Welle rollte bereits über mein Gesicht.

Ich wollte Luft holen, konnte es aber nicht. Die Not wurde schlimmer und steigerte sich zu einer permanenten Furcht, die für mich körperlich und seelisch spürbar war, obwohl ich mich noch immer in diesem verfluchten lethargischen Zustand befand.

Ich schmeckte das Wasser auf der Zunge und glaubte auch, den Zombie zu riechen, deshalb mußte ich mich beinahe übergeben.

Dann drückten die Klauen zu und mich gleichzeitig in die Tiefe, so daß das Wasser über mir zusammenschwappte. Ich hielt die Augen offen und hatte das Gefühl, in ein Grab einzutreten.

Die Hände waren wie eine Klammer. Der wie ein alles zerstörende Druck. Das Leben sollte mir genommen werden, und meine Angst steigerte sich noch. Sie war wie ein Gespinst, das mich umfing, mich zum Schreien bringen wollte, doch ich riß mich ungemein hart zusammen und preßte die Lippen fest aufeinander.

Wie lange würde ich noch leben?

Fünf Sekunden, acht, vielleicht zehn?

Es dauert immer seine Zeit, bis der Lebensfaden eines Menschen endgültig reißt, doch zuvor kam die wilde, furchtbare Angst, die auch mich nicht ausließ, doch von mir nicht so stark wahrgenommen wurde, weil ich unter Drogen stand.

Mir ging es sogar gut, denn ich bekam Luft…

Wieso?

Ich hörte mich atmen und stöhnen. Es rann aus den Haaren über mein Gesicht in den endlich offenen Mund, der nicht voll Wasser

stand, obwohl es in dieser Tiefe doch so hätte sein müssen.

Durch ein leichtes Bewegen des Kopfes schüttelte ich einige Tropfen ab und riß die Augen auf.

Der Zombie war noch da! Er schwamm außerhalb meiner Reichweite. Mit kurzen, abgehackt wirkenden Bewegungen wälzte er sich förmlich voran. Seine Arme arbeiteten wie Paddel.

Ich schnappte noch immer nach Luft und gab würgende Geräusche von mir. Das Haar hing mir naß in die Stirn. Einige Strähnen trafen meine Augen, ich wischte sie zur Seite, hatte wieder das Gefühl, mich übergeben zu müssen und nahm erneut den so einschmeichelnden, süßlichen Geruch des Wassers wahr.

Was war geschehen?

Ich kannte den Grund nicht, weshalb mich der Untote so plötzlich losgelassen hatte, ich wußte nur, daß ich noch lebte und einem furchtbaren Schicksal entkommen war.

Mühsam schob ich mich an der Innenwand der Wanne wieder etwas höher. Wenn die Wirkung der Droge nicht gewesen wäre, hätte ich einen klaren Gedanken fassen können, so aber mußte ich kämpfen, um die Stellung, die ich einmal eingenommen hatte, zu bewahren. Während ich meinen rechten Arm aus dem Wasser hob, merkte ich erst, wie schwer mir dies fiel. Als würden wahre Tonnenlasten an ihm hängen. Ich fühlte mich erschöpft, ermattet, ausgelaugt, aber von einem inneren Feuer erfaßt, das durch meine Adern jagte und mich trotzdem irgendwie aufputschte.

Der Zombie verließ die Wanne.

Mit seinen für ihn so typischen Bewegungen kletterte er langsam ins Freie. Er hatte die Arme vorgestreckt, suchte irgendwo Halt, fand ihn nicht, rutschte wieder ab, klatschte zurück, wurde erneut überspült und von weiteren rötlich schimmernden Dunstschwaden umfangen, die aus für mich unsichtbaren Quellen kamen.

Der zweite Versuch klappte nicht besser. Daß er es trotzdem schaffte, lag an der Hand und an dem Arm, der sich plötzlich aus dem Schwadenwall hervorschob und in mein Blickfeld geriet.

Es war ein schmaler Arm. Dunkelhäutig, nicht sehr muskulös und dennoch voller Kraft steckend wie auch die Finger, die die Hand des Zombies umfaßten und den halbverwesten Körper in die Höhe zogen, damit er die Wanne verlassen konnte.

Ich schaute dabei zu. In meiner passiven Rolle blieb mir nichts anderes übrig. Der rötliche Nebel hatte sich an der Stelle verdichtet, aus der die Hand geschoben worden war. Dort genau ging der andere auch hin. Der Zombie tauchte wie ein Phantom ein.

Ich sah noch seinen Rücken und dann die Schwaden, die lautlos die Gestalt umspielten, als sie wieder eintauchten in eine Welt, die ich nicht verstehen konnte.

Natürlich dachte ich über den geheimnisvollen Helfer nach. Im Moment sah ich ihn nicht, blieb in der Wanne hocken und atmete etwas befreiter, da der lebensbedrohende Druck von mir genommen worden war.

Jemand hatte mich gerettet. Ich überlegte, wer das gewesen sein könnte. Leider hatte ich nicht mehr von dieser Gestalt gesehen, aber ich vernahm das leise Tappen von Füßen, als sich eine Person dem Rand der Wanne näherte.

»Komm hoch, John…« lockte die rauchige Stimme. Sie besaß das Timbre, das Männer schwach machen konnte. Auch mir ging sie unter die Haut, und ich wunderte mich darüber, daß ich mich von dieser Stimme anmachen ließ. Das glich schon einer Vorfreude auf kommende Genüsse.

Außerdem kannte die Sprecherin meinen Namen. Darüber dachte ich nicht weiter nach, weil ich der Aufforderung unbedingt Folge leisten wollte. Es war nicht einfach für mich, in die Höhe zu kommen. Das Wasser schien plötzlich tausend und mehr seichte Arme zu haben, die mich überall festhalten wollten, doch an Aufgabe dachte ich nicht. Irgendwie schaffte ich es auch, mich am Wannenrand festzuhalten.

Wie schon zuvor bei dem lebenden Toten streckte sich mir ebenfalls die Hand entgegen.

Es war die gleiche.

Schmal, fast zart, dennoch kräftig und mit langen violetten Fingernägeln.

Etwas in meinem Kopf drehte sich. Ich begann zu überlegen, denn ich hatte irgendwo die Hand und die Nägel schon einmal gesehen.

Nicht erst, als der Zombie aus dem Wasser gezogen wurde, schon vorher waren mir die Hände aufgefallen, nur kam ich nicht mehr darauf, aber ich war in einer Situation, wo ich jede Hilfe annahm, aus diesem Grunde ergriff ich auch die Hand und spürte, wie sich deren Finger um mein rechtes Gelenk klammerten und eisern festhielten.

So konnte ich aus der Wanne steigen.

Das Wasser rann an meinem Körper herab. Es lief in öligen Bahnen. Ich fror im ersten Augenblick, bis ich wieder in die dichten Schwaden eintauchte, die mich wie Gewänder einhüllten, so daß die Gänsehaut verschwand.

Für einen Augenblick dachte ich daran, daß ich meinem Helfer nackt gegenüberstand, aber es machte mir nicht einmal etwas aus.

Im Gegenteil. Auf eine gewisse Art und Weise empfand ich dies sogar als normal, und die Erwartung in meinem Innern stieg wieder an. Ich freute mich auf die nächsten Stunden, vielleicht auch nur Minuten, jedenfalls sorgte die Droge dafür, daß mein Denken allein um dieses Thema kreiste.

Mein Helfer sagte nichts. Er gab mir durch seine Handbewegung

jedoch zu verstehen, daß ich auf ihn zukommen sollte, und das tat ich auch. Behutsam näherte ich mich ihm, und aus dem Nebel schälte sich allmählich die Gestalt hervor.

Es war eine Frau. Und zwar die Frau, die ich in meinen Drogenträumen gesehen und sie fast für ein Trugbild gehalten hatte.

Aber sie war echt, flüsterte noch einmal meinen Namen, und ich fragte automatisch nach ihrem.

»Ich bin Moira…«

Damit konnte ich nicht viel anfangen. Oder doch, denn sie redete weiter mit ihrer rauchigen lockenden Stimme. »Erinnerst du dich nicht? Ich habe dich geweckt. Ich stand an deinem Bett, als du aus der tiefen Ohnmacht erwachtest…«

Erst jetzt wußte ich Bescheid. Natürlich, es war die schöne Moira, die Frau mit der kaffeebraunen Haut, dem sinnlichen Mund und dem rabenschwarzen Lockenhaar.

Sie hatte sich nicht umgezogen. Ich ließ meine Blicke über ihren entblößten Oberkörper wandern, sah die langen Beine mit den festen Schenkeln und auch das bis zum Boden reichende Leinentuch, das ihre hochhackigen Schuhe umschmeichelte.

Sie zog mich zu sich heran.

Ich ließ es geschehen.

Unsere Körper berührten sich. Ihr Gesicht verschwamm, wir verständigten uns durch Blicke, ich spürte den Druck ihrer festen Brüste auf meinem Oberkörper und das Verlangen in mir.

Dann schlang sie ihre Arme um meinen Nacken. Geschickt bewegte sie ihre Finger und begann mich zu streicheln, während ihre Lippen über meine Wangen glitten.

Da vernahm ich die gehauchten Worte, die mir in meinem Verlangen entgegenkamen.

»Ich werde jetzt mit dir schlafen, John…«

***

Fast unmerklich hatte sich die gesamte Atmosphäre verändert.

Nicht nur auf der Bühne war das Licht erloschen, auch in den übrigen Räumen herrschte nicht mehr die gleiche Helligkeit wie vor dem Trommelklang. Die Lampions glühten nicht mehr, nur an strategisch wichtigen Stellen blieben Scheinwerfer eingeschaltet, die ihre Lichtstreifen nur auf ganz bestimmte Punkte konzentrierten.

Es war die Ruhe vor dem Sturm, das spürte jeder Besucher, ohne selbst darüber zu sprechen. Automatisch senkten die Leute ihre Stimmen bei ihren Unterhaltungen zu einem Flüstern. Auch Suko und Shao redeten nur noch leise miteinander, und alle Gespräche wurden vom Klang der Voodoo-Trommeln untermalt.

Diejenigen Menschen, die vor der Bühne gestanden und die

Neuigkeiten direkt mitbekommen hatten, verließen ihre Plätze nicht. Sie blieben dort, da sie aus erster Quelle erfahren wollten, wie der Voodoo-Zauber funktionierte.

Fast alle hatten darüber gelesen oder davon gehört. Besonders in der letzten Zeit war Voodoo wieder »in«. Selbst seriöse Zeitungen hatten sich mit diesem Thema ernsthaft beschäftigt und stellten sich nicht mehr arrogant darüber, wie sie es früher getan hatten.

Die Macher der Ausstellung hatten diesen Trend genau erkannt und lagen auch richtig, denn keiner der Zuschauer, die nahe der Bühne standen, traf Anstalten, seinen Platz zu verlassen.

Das sahen auch Shao und Suko. »Ob es Sinn hat, ihnen zu erklären, wie gefährlich Voodoo werden kann?« fragte Shao flüsternd.

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Leider.«

»Ich frage mich nur, ob es Mache ist oder ein tatsächlicher Voodoo-Zauber?«

Die Chinesin erschrak. »Moment mal, dann hätten wir es unter Umständen mit Zombies zu tun.«

»Ja, wir könnten ihnen begegnen.«

»Das wagen sie nicht!«

Suko gestattete sich ein leises Lachen. »Gerade dir brauche ich nicht zu sagen, was Dämonen oder dämonische Diener alles wagen. Nein, Shao, so nicht.«

»Und was willst du tun?«

»Erst eine Spur finden.«

»Wo und welche?«

Suko deutete in Richtung Bühne. »Dort liegt das Problem, Mädchen. Die Bühne ist das Nest. Dort spielt sich alles ab. Da werden die Dinge geboren, da sind die Trommler.«

»Und die Gräber?«

»Brauchen wir die?«

Davon war Shao überzeugt. »Du weißt doch selbst, daß die Zombies aus ihren Gräbern klettern, wenn sie den Klang der Trommeln hören.«

»Im Prinzip schon«, erwiderte Suko. »Was aber ist, wenn die Toten schon vorher aus den Gräbern geklettert sind?«

Shaos Augen wurden groß. Sie war so erstaunt, daß sie eine Weile brauchte, um ihren nächsten Satz zu formulieren. »Du meinst, daß man die Zombies schon hier hat?«

»Ich will es nicht ausschließen.«

»Und wo?«

»Das werden wir eben herausfinden.« Suko nickte und verzog lächelnd das Gesicht.

Shao schüttelte den Kopf. »Wenn ich mir die Menschen hier anschaue und daran denke, daß sie von irgendwelchen lebenden Leichen

überfallen werden, wird mir ganz anders. Sollten wir nicht sicherheitshalber das Haus von Scharfschützen umstellen lassen?«

Suko dachte eine Weile über den Vorschlag nach, der im Prinzip nicht so schlecht war. Doch er war dagegen. »Wir würden die Pferde scheu machen, weil so etwas auffiele. Zudem wären unsere Gegner gewarnt. Und was immer John geschieht oder geschehen ist, würden wir auch nicht erfahren. Vielleicht käme es bei der anderen Seite, falls sie John wirklich in ihrer Gewalt haben, zu einer Kurzschluß-Reaktion.«

»Das ist möglich.«

Suko strich über Shaos Wange. »Aber wenn du willst, Mädchen, kannst du gern verschwinden…«

Sie versteifte. »Das könnte dir so passen. Nein, ich bleibe hier an deiner Seite.«

»Gut, ich habe nur…«

»Hör auf, mir Ratschläge zu geben! Schauen wir uns lieber die Bühne genauer an.«

»Das heißt, du willst sie betreten.«

»Wenn es nicht anders geht, ja.«

Sie lösten sich von dem kleinen Tisch. Shao hakte sich wieder ein, als wollte sie Schutz bei ihrem Freund und Partner suchen. Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, was auf der Bühne vor sich ging. Aus den übrigen Räumen der Ausstellung kamen ebenfalls Neugierige, die sich in den Pulk der älteren Zuschauer eingliederten.

Zu Beginn hatte das Schlagen der Voodoo-Trommeln ziemlich fremd geklungen, doch an so etwas konnte man sich gewöhnen.

Suko, Shao und vielleicht auch die meisten anderen Gäste hörten es nicht mehr. Sie nahmen es als eine Untermalung hin, und als sie näher kamen, entdeckten sie auch, daß sich das Bühnenbild auf eine schaurige Art und Weise verändert hatte. Beim ersten Hinsehen hatte es einen romantischen Touch bekommen. So wurde er auch von den Zuschauern aufgenommen, die sich in einem Halbkreis zusammendrängten.

Man flüsterte sich etwas zu, man redete über gewisse Dinge, die mit dem Zauber, der Karibik und den lebenden Toten zusammenhing. Ein Junge sagte zu seinem Vater. »Du, bei Voodoo kommen auch Zombies. Die steigen aus den Gräbern, das habe ich mal gesehen.«

»Aber nicht hier, mein Junge. Außerdem ist das Quatsch mit diesen lebenden Toten.«

Hoffentlich behältst du recht, dachte Shao, bevor sie und Suko weitergingen.

Erst bei genauem Hinsehen waren die Trommler zu erkennen. Sie saßen auf der Bühne und hoben sich nur als Schatten von dem dunklen Untergrund ab.

Suko zählte vier Trommler, die einen großen Halbkreis gebildet hatten.

Hinter ihnen befand sich der künstliche Himmel mit einem dunkelroten, scharfen Rand, der die allmählich versinkende Sonne darstellen sollte. Aber zwischen den Trommlern und dem Bühnenrand schob sich plötzlich etwas hervor. Es kam aus der Tiefe des Bühnenbodens. Zuerst war es nur schlecht zu erkennen. Drei viereckige Gegenstände, die an große Kisten erinnerten und die erst deutlicher wurden, als sie auf der Bühne standen.

Zudem steigerte sich die Lautstärke der Trommeln. Es war so, als wollten sie ein kleines Finale einläuten.

Suko und Shao standen ziemlich weit weg, dafür hörten sie den Kommentar einer aufgeregten Frau, die leise zu ihrem Mann sagte:

»Meine Güte, das sind Särge!«

Sie hatte sich nicht getäuscht. Es waren in der Tat drei pechschwarze Särge, die aus der Tiefe unter der Bühne hochgeschoben worden waren, und nicht nur Suko und Shao rann ein Schauer über den Rücken.

»Die meinen es ernst«, hauchte die Chinesin.

»Das Gefühl habe ich allmählich auch.«

»Und was tun wir?«

»Wir schauen uns die ganze Sache mal aus der Nähe an.«

»Willst du auf die Bühne?«

»Ja«, erwiderte Suko leise. »Aber nicht so und auf die Art, wie du es dir vielleicht vorgestellt hast.«

»Ich habe mir gar nichts vorgestellt.«

»Dann versuchen wir, die Rückseite zu erforschen. Die scheint mir interessanter zu sein. Außerdem vermisse ich unseren Freund, den Muskelmann und Tarzan-Verschnitt.«

»Ich bin froh, daß ich ihn nicht sehe.«

»Hoffentlich bleibt das so.«

Bei ihrem letzten Gespräch hatten sie sich bereits vom Pulk der Zuschauer entfernt. Sie bemerkten noch, daß sich der Ansager wieder blicken ließ und er die Bühne mit langsamen und gleichzeitig lautlosen Schritten betrat, wobei er wieder das Mikrofon festhielt, jetzt aber nicht laut seine Erklärungen abgab, sondern sie in das Mikro hineinflüsterte. Trotzdem übertönte er die Trommeln.

»Wir nähern uns allmählich dem Höhepunkt der Voodoo-Magie. Drei Särge sind aufgefahren worden. Drei, in denen drei Tote liegen. Aber, ich frage Sie, liebe Gäste, sind diese Leichen tatsächlich tot? Oder leben sie? Wenn ja, dann haben wir es mit lebenden Toten zu tun, denen man den Namen Zombies gegeben hat.«

»Der versteht es!« hauchte Shao.

Suko gab ihr recht. »Ich wünsche mir nur, daß seine Voraussagen

nicht eintreffen.«

Der Ansager hatte den Auftrag, die Menschen in Stimmung zu bringen und sie vorzubereiten. Wahrscheinlich würde er noch eine Weile reden, wobei sich Suko fragte, ob dies tatsächlich so touristenwirksam war, wenn man die zukünftigen Gäste in Angst und Schrecken versetzte.

Aber das mußten die Macher wissen, sein Problem war es nicht.

Wie kleine Inseln standen die Stände in der Düsternis des übrigen Raumes. Hier und da brannte eine Lampe, die nur soviel Licht gab, daß niemand irgendwo gegen lief.

Suko und Shao wurden nur wenig beachtet. Die Gäste waren von den Ereignissen zu sehr abgelenkt, und so konnten die beiden einen Bogen schlagen und dorthin gelangen, wo ein hellrotes Seil eine Absperrung markierte. Es war mehr ein symbolisches Hindernis, denn mit einem großen Schritt konnte es leicht überwunden werden, was Suko und Shao auch gelang. Sie gingen hinter einem viereckigen Pfeiler in Deckung.

Vorsichtig schauten sie zurück in den Ausstellungsraum, wo man ihr Verschwinden nicht bemerkt hatte.

»Weiter!« flüsterte die Chinesin und strich eine Haarsträhne nach hinten. Auch Shao war von einem gewissen Fieber gepackt worden.

Noch wußte niemand, was vor ihnen lag und in welch höllischen Kreislauf sie hineingeraten konnten.

Fast in Reichweite befand sich die Mauer. Und dort hatte Suko eine schmale Tür entdeckt. Er wies mit dem Daumen dorthin.

Shao nickte. »Bist du sicher, daß es dort…?«

»Wir werden es herausfinden.« Er ging vor, Shao blieb dicht hinter ihm, und Suko nickte beruhigend, als er feststellte, daß die Tür nicht verschlossen war.

»Das kann auch der Weg gewesen sein, den dieser Gorilla genommen hat«, hauchte Shao.

»Wahrscheinlich.«

»Dann sei auf der Hut!«

Suko verkniff sich die folgende Antwort. Er war froh, daß sich die Tür lautlos nach innen drücken ließ und sie ebenso lautlos in den Gang dahinter tauchen konnten.

Shao folgte und schloß die Tür hinter sich. Mit angehaltenem Atem blieben sie zunächst einmal stehen. Auch hier erreichte sie der Klang der Trommeln, jedoch etwas gedämpfter, weil er jetzt aus einer anderen Richtung heranwehte.

Es war kein typischer Bühnengang, der sie aufgenommen hatte.

Dazu war alles zu künstlich, weil man die Bühne einfach aufgestellt hatte. Wenn Abtrennungen vorhanden waren, wie links von ihnen, bestanden sie aus Kunststoff oder fester Pappe.

Sie mußten sich rechts halten.
Beide befanden sich in einem regelrechten Labyrinth von künstlichen Gängen. Nur spärlich erleuchtet von nackten Glühbirnen, die unter der Decke baumelten, aber sie sahen auch einen Vorhang, der sich, nur wenige Schritte von ihnen entfernt, im Luftzug bewegte und seine Falten wie Wellen laufen ließ.
»Da ist nicht die Bühne«, hauchte Shao.
»Das meine ich auch.«
»Willst du nachschauen?«
»Sicher.«
Suko war schon vorgegangen und suchte nach einer Stelle, wo es einen Durchgang im Vorhang gab, durch die beide schlüpfen konnten. Suko griff in mehrere Falten, aber er hatte kein Glück. Die Lücke fand er leider nicht sofort.
Plötzlich sprach Shao ihn an. »Hör mal auf, ich habe etwas gehört!«
»Was?« Suko drehte sich um. Er sah seine Partnerin in einer angespannten Haltung stehen, den Kopf ein wenig vorgestellt. So sah ein Mensch aus, wenn er lauschte.
»Was war es denn?«
Shao verzog den Mund. »Ein heiseres, irgendwie gefährlich wirkendes Fauchen.«
»Du hast es nicht erkannt?«
»Nein, leider nicht.«
»Aber es war vorhanden?«
»Sicher.«
Auch Suko suchte nicht mehr weiter. Und er hörte das leise Fauchen ebenfalls. Jedoch immer noch so laut, daß es das Trommeln übertönte. Er fuhr herum.
Shao erschrak, trat einen Schritt zurück, und das genau war ihr Fehler.
Plötzlich zuckte sie zusammen. Ihre Gesichtszüge vereisten, das Blut floh aus den Adern, und sie hörte plötzlich das Fauchen dicht an ihrem Ohr, während sie auf ihrem Rücken den Druck der Krallen verspürte, die den Stoff der dünnen Jacke aufrissen.
Rechts neben ihrem Kopf schaute ein zweiter hervor, und der hatte das Maul geöffnet.
Es war der Schädel eines Gepards!

***

Ich sollte Moira lieben, das hatte sie mir selbst erklärt, und ich war bereit dazu.
Nein, einen Traum hatte ich nicht erlebt, auch wenn ich mir manchmal wie ein Träumer vorkam.
Ich war mit Moira gegangen und kam mir dabei vor wie ein Lakai,

der seiner Herrin willig folgte. Mir fiel ein, daß dieser Oganda die Frau mit Herrin angeredet hatte.

Ja, sie war hier die Herrin.

Wärme umgab uns. Zudem rotes Licht, das mir wie ein Schleier vorkam, der meine Blöße verdeckte.

Ich wußte nicht, wo wir uns befanden und welche Räumlichkeiten es noch in der unmittelbaren Umgebung gab. Ich ließ mich willig führen und fieberte dem großen Ereignis entgegen.

Daß einige Zeit vergangen war, bis wir den Raum erreichten, nahm ich wie selbstverständlich hin. Dann aber machte ich große Augen, die Pracht des Zimmers beeindruckte mich sehr.

Der Raum paßte zu dieser Königin oder Herrin. Man konnte die Einrichtung als schwellend bezeichnen. Kostbare Vorhänge schwangen mit ihren Säumen über dem Boden oder wehten hinter einem mit dicken Polstern belegten Diwan her, der einem orientalischen Liebeslager glich, auf dem man alle Freuden des Himmels und der Erde empfangen konnte.

Verteilt auf dem Boden standen Sitzkissen. Ich sah einen sehr niedrigen Tisch, dessen Platte mit goldfarbenen Intarsien belegt war.

Das alles erinnerte mich an ein Märchen aus Tausend-und-einer-Nacht, wobei mir die dunkelhaarige Moira vorkam wie die berühmte Königin von Saba, die einstmals den großen, weisen Salomon verführt hatte.

Mir würde es ähnlich ergehen…

Der Diwan war unser Ziel. Die Hand der Frau rutschte aus der meinen. Neben einer Lampe blieb sie stehen. Es war ein hoher, rot angemalter Glastrichter, dessen Licht über den Diwan streute, der zu unserem Liebeslager werden sollte.

Sie blieb neben dem Diwan stehen und deutete auf die Kissen.

»Bitte sehr, ich warte…«

Obwohl die Lockung in ihrer Stimme mitschwang, zögerte ich. Irgend etwas blitzte in meinem Innern plötzlich auf. Es war zu vergleichen mit einem Warnschuß, und eine Stimme riet mir, es nicht zu tun. Ich fühlte mich gleichzeitig so anders und schämte mich meiner Nacktheit, aber nur kurze Zeit, weil die Wirkung der Droge mir noch einmal sämtliche Hemmungen aus dem Weg räumte.

Und noch etwas kam hinzu.

Die Augen der Frau, die ebenso lockten wie der sinnliche Mund, den sie zu einem Lächeln verzogen hatte. Und sie fragte mich:

»Weshalb zögerst du?«

Ich schaute ihr in die Augen, ließ mich von diesem Blick bannen und reagierte wie ein Automat.

»Ja, ja, ich will…«

»Das Lager wartet…«

Ich schritt auf den Diwan zu.

Von Dankbarkeit wollte ich nicht reden, aber es hätte schlimmer kommen können. Diese Frau neben dem Diwan stellte die Verlockung dar, die schon die Stammutter Eva so interessant für Adam gemacht hatte.

Auch ich fühlte mich wie Adam, ließ mich auf die Seidenkissen des Diwans rücklings fallen und hatte das Gefühl, in Wolken zu versinken, wobei das warme Licht meinen Körper streichelte.

Eine plüschige Kitschatmosphäre hielt mich umfangen, doch dieser Gedanke war nur ein flüchtiges Aufflackern in meinem Innern, das schnell wieder verging.

Moira kam ebenfalls auf mich zu. Der Diwan bot uns beiden Platz. Ich rechnete damit, daß sie sich neben mich legen würde, doch sie schritt zu einem großen, runden und auch goldenen Tablett, auf dem einige Flaschen und Gläser ihren Platz gefunden hatten.

Aus einer Glaskaraffe schenkte sie ein. Zwei Gläser füllte sie bis zur Hälfte. Ich wußte nicht, was sie mir da brachte. Ich sah nur, daß der Trank wie das satte Grün einer Wiese schimmerte.

Bei jedem Schritt bewegte sich auch der lange »Vorhang«. Ich konnte deutlich erkennen, daß sie darunter nackt war.

Sie kam bis zum Diwan und reichte mir das Glas. Ich lag aufgestützt und konnte es bequem entgegennehmen.

»Trink!« flüsterte sie. »Nimm den Trank der Liebe zu dir, der dich in die Wolken der Sehnsucht und Lust schleudern wird.«

Worte, über die ich bei normalem Verstand gelacht hätte, damals aber als passend empfand, so daß ich Moira zuprostete und wie sie den ersten Schluck nahm.

Das Zeug war kühl, schmeckte ein wenig nach Pfefferminz und rann träge wie dickes Öl durch meine Kehle.

»Nun?«

Moira hatte ihr Glas geleert. Ich war noch nicht fertig, tat es ihr aber nach und trank auch den letzten Tropfen.

»Wirf es weg!« befahl sie mir.

Das Glas fiel auf den Teppich, und ich spürte bereits die Wirkung dieses Tranks. Sie überschwemmte mich direkt und sorgte dafür, daß die Frau vor mir regelrecht zerfloß.

Ihre Konturen lösten sich allmählich auf. Zuerst sah ich sie verzerrt, dick, dann wieder dünner, aber auch als gefährliches Monstrum.

Mühsam hob ich meine Hand und legte sie auf meine Stirn, die sich heiß anfühlte und hinter der das Blut pochte. Hitzewellen rasten durch meinen Körper, ohne daß ich dagegen etwas unternehmen konnte.

Ich war gefangen.

Nicht in einem Käfig aus Gitterstäben, nein, ich war ein Sklave der

Droge. Alles konnte man mit mir anstellen, man hätte mich sogar töten können. Ich erlebte bisher unbekannte Horror-Visionen.

Die Frau vor mir nahm wieder ein anderes Aussehen an. Plötzlich hatte ich das Gefühl, einen Wolf vor mir zu sehen, wobei das Bild ebenso rasch verschwand, wie es aufgeflammt war. Und sie nahm wieder ihr normales Aussehen an.

Auch bewegte sie sich. Sie legte die Arme an die Taille, was durchaus seinen Grund hatte, denn dort löste sie mit einem geschickten Griff beide Schleifen.

Der Stoff fiel.

So wie sie erschaffen worden war, stand sie vor mir, doch ich konnte mich nicht auf ihre Reize konzentrieren, vielmehr schaute ich ihr ins Gesicht, das sich auf eine schreckliche Art und Weise in einen Totenschädel verändert hatte.

Auch der verschwand, als sich Moira zu mir hinunterbückte und sich mit einer geschmeidigen Bewegung so neben mich legte, daß wir einander anschauen konnten.

Es war nicht zu vermeiden, daß sich unsere nackten Körper berührten. Ich zuckte zusammen. Auch die Frau gab eine Hitze ab, denn sie hatte den gleichen Trank zu sich genommen wie ich.

Und ich spürte ihre Hände. Ich glaubte überall an meinem Körper berührt zu werden. Dabei strichen die Finger zunächst nur über mein Gesicht, ansonsten drückte sie sich gegen mich und bewegte sich nur sehr langsam.

Das putschte mich auf, ebenso wie ihre Lippen, die das Liebkosen der Hände ablösten. Sie waren so weich, so fordernd, so tastend und berührten mich an allen Stellen im Gesicht, bevor sie meinen Hals erfaßten.

Es war wunderbar…

Allmählich geriet ich in den Taumel und lag auf einer regelrechten Woge, die mich wegspülen wollte. Welcher Wirkstoff sich in dem Trank befand, wußte ich nicht, aber ich glaubte daran, daß es Gift war, denn meine Sinne waren total benebelt.

Ich spürte nur noch sie. Moiras Körper, ihre Lippen, ihre Hände, und sie forderte mich auf, meine Finger auf Wanderschaft gehen zu lassen, was ich nur zu gern tat.

Sie änderte ihre Haltung, ich machte es mit, ohne daß es mir direkt bewußt wurde.

»Liebe mich…«, hauchte sie Ich zögerte noch, aber da war die Wolke, die mich alles vergessen ließ, und auch der Druck dieses Körpers und die großen Augen direkt vor meinen, die mir vorkamen wie träumende Seen und zudem versuchten, mich in die Tiefe zu zerren.

»Moira!« Ich hörte mich sprechen und wunderte mich über den veränderten Klang der Stimme.

»Was ist Liebster?« Ihre Hände wühlten in meinem Haar.
»Wer bist du?«
»Nicht jetzt…«
»Doch!« preßte ich hervor.
»Ich bin eine Königin!« hauchte sie. »Mir gehorcht man, denn ich bin die Königin des Voodoo. Die Zombie-Queen, wenn du so willst. Weißt du nun Bescheid?«
Es war irgendwie verrückt. Sie hatte von einer Zombie-Queen gesprochen, und ich lag mit ihr auf dem Diwan, ohne daß ich etwas erwidern konnte. Eine Voodoo-Queen…
»Denk an nichts«, hauchte sie. »Nur an uns. An sonst nichts anderes.«
Die leise gesprochenen Worte erreichten als flüsternde Botschaft meine Ohren, und sie waren so überzeugend, daß ich mich dem Taumel der Sinne voll hingab.
Ich liebte eine Voodoo-Queen…

***

Suko war sehr aufmerksam gewesen, dennoch hatte es die andere Seite geschafft, Shao zu überraschen.
Und das war die Raubkatze gewesen. Sie sprang sie an. Shao verlor das Gleichgewicht und ging, mit dem Gepard auf dem Rücken, zu Boden. Der hatte sich in der Jacke festgekrallt.
Der beißende und warme Raubtieratem wehte Shao ins Gesicht.
Sie stöhnte auf und wußte, daß sie in einer furchtbaren Gefahr schwebte.
»Bitte, Suko, tu was!«
Sie brachte den Satz nur schwerlich und ächzend hervor, aber der Inspektor reagierte.
Die letzten beiden Sekunden hatte er gebraucht, um seiner Überraschung Herr zu werden. Plötzlich hielt ihn nichts mehr, und aus dem Stand warf er sich vor.
Wichtig war das aufgerissene Maul der Raubkatze und damit auch ihr Kopf. Mit der leicht gekrümmten Handkante schlug der Chinese zu. Es wurde ein Hammerhieb, ein wahrer Volltreffer, der auf den Schädel des Gepards krachte, so daß sich das Maul des Tieres schloß.
Im nächsten Augenblick war schon Sukos Linke da, diesmal allerdings als rammende Faust, und ihre Wucht schleuderte die Raubkatze von Shaos Schulter zu Boden.
Beide hörten sie, wie Stoffbahnen rissen, doch das war jetzt egal.
Sie mußten zusehen, daß nicht noch mehr passierte.
Der Gepard wälzte sich über den Boden. Er war nicht erledigt, sein Fauchen klang wütend und schmerzerfüllt zugleich. Mit einem Rundschlag schleuderte Suko seine Freundin zur Seite, die gegen den Vorhang fiel, denn er mußte sich um die Raubkatze kümmern, die sich

nach einigen Drehungen wieder gefangen hatte und auf die Beine kam.

So blieb sie für einen Moment stehen, um sich wieder zu sammeln. Die Zeit nutzte Suko aus. Er nahm kein Messer, wie es in den alten Tarzan-Comics so oft gezeigt worden war, Suko verließ sich da auf seine Karatefäuste, und er setzte an zu einem Doppelschlag.

Beide Hände rasten nach unten.

Es tat ihm selbst leid, doch eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Der Gepard wäre sonst zu einer unkontrollierbaren, rasenden Bestie geworden, so aber sackte er zusammen, klatschte zur Seite und streckte die Pfoten von sich.

Für einen Moment schaute Suko auf den leblosen Körper. Er hätte das Tier lieber anders ausgeschaltet, aber das war nicht möglich gewesen. Um Shao zu retten, hatte er so handeln müssen.

Und genau ihre Stimme hörte er.

»Suko…«

In diesem einen Wort schwang soviel Angst und Pression mit, daß es dem Chinesen eiskalt überkam und er sich bedächtig umdrehte.

Er sah seine Partnerin. Ihr Rücken berührte die weichen Vorhangfalten. Bewegen konnte oder durfte sie sich nicht, denn genau dort, wo sich der Durchgang befand, den sie beide bisher vergeblich gesucht hatten, schaute ein Arm hervor.

Die dunklen, kräftigen Finger einer breiten Hand umklammerten den Griff eines Kurzschwertes, deren funkelnde Klinge die Kehle der Chinesin berührte.

Suko brauchte nicht großartig zu raten, wer diese Waffe in den Händen hielt. Es war dieser hünenhafte Kerl, vor dem sich Shao und er so gefürchtet hatten…

***

Eine sinnliche Stunde lag hinter mir. Ich kann keine genauere Zeitspanne angeben, weil die Zeit für mich nicht mehr existent war.

Wir lagen nebeneinander. Ich hörte mich atmen, sah das Gesicht der schönen Frau vor mir. Es wirkte wie poliert, und die dunklen Augen darin erinnerten mich an die beiden tiefen Seen, in denen ich versunken war. Der Mund war leicht geöffnet, die Nasenflügel bewegten sich, und Moiras Hände lagen auf meinen Hüften.

In meinem Kopf rauschte das Blut. Ich war noch immer aufgedreht, spürte und hörte den trommelnden Herzschlag. Da fiel mir ein, daß dieses dumpfe Geräusch von richtigen Trommeln abstammte und mit meinem Herz nichts zu tun hatte.

Voodoo-Trommeln!

Normalerweise hätte ich mißtrauisch werden müssen, aber ich dachte ja nicht normal, die verdammte Wirkung der Psycho-Droge

hielt mich nach wie vor umfangen.
Moira rollte geschmeidig vom Diwan. Sie blieb auf dem Rand für einen Moment sitzen und fuhr mit allen zehn Fingern durch ihr dunkles Lockenhaar, das knisterte, als wäre es elektrisch geladen.
Dann stand sie auf.
Ich sah ihren bloßen Körper von der Rückseite. Sie war nicht zu schlank, bei ihr stimmte vieles, und ich dachte, als ich sie anschaute, daß mir diese so unendlich lange Minute mit ihr nicht einmal leidgetan hatte.
»Gehst du weg?« Zum erstenmal konnte ich sprechen, auch wenn es mir Mühe bereitete, die Worte zu formulieren.
Sie drehte den Kopf. Ihr Blick war spöttisch. Einen gleichen Ausdruck zeigte auch der Mund, aber ich wurde durch nichts gewarnt.
Statt dessen verfolgte ich die Frau und ergötzte mich am Schwung ihrer Hüften. Sie schritt in den Hintergrund des prächtig ausstaffierten Raumes, wo kaum Licht hindrang. Dort blieb sie nicht lange stehen. Ich sah sie aber nur als Schatten, der die Arme hochhob, und als sie zurückkehrte, war sie nicht mehr nackt. Ein tiefrotes, glänzendes Kleid hatte sie übergestreift, das mehr an einen Morgenmantel erinnerte, und sie hielt ein zweites Gewand für mich bereit, das sie mir mit einer lässigen Bewegung zuwarf.
»Zieh es an!«
Ich fühlte die kühle Seide, als ich den dünnen Mantel überstreifte.
Es gab Schwierigkeiten, denn ich stand zwar vor dem Diwan, aber es war mir so gut wie unmöglich, die Balance zu halten, weil ich das Gefühl hatte, in einem schwankenden Boot zu hocken.
Soeben noch kam ich mit dem linken Arm in den entsprechenden Ärmel hinein, bevor ich nach hinten kippte und wieder zurück auf die weichen Diwankissen fiel.
Dort blieb ich liegen.
Moira schlenderte näher. Die Seide lag eng an ihrem Körper. Ich sah, daß ihre vollen Brüste bei jeder Bewegung mitschaukelten, ein Bild, das erotischer war als die nackte Moira.
Ich hatte damit gerechnet, daß sie sich zu mir setzen würde, das tat sie nicht. Statt dessen blieb sie dicht vor dem Diwan stehen und schaute auf mich herab.
Trotz meines desolaten Zustandes fiel mir auf, daß sich ihr Gesichtsausdruck verändert hatte. Da war nichts mehr von einer lasziven Lust zu lesen, sie schaute nur mehr gespannt und abwartend, auch irgendwie hungrig und voller gemeiner Gier.
»Wolltest du nicht etwas wissen, John?«
Ich kam nicht so schnell mit. »Was denn?« fragte ich matt.
»Wer ich bin.«
»Du hast es mir gesagt. Die Voodoo-Queen.«

»In der Tat. Kompliment, was du alles behalten hast, Geisterjäger. Aber ich bin noch mehr. Ich habe einen Namen. Den ersten kennst du. Moira. Aber kennst du auch meinen Nachnamen?« erkundigte sie sich lauernd und beugte sich dabei vor.

»Nein…«

»Ich heiße Moria Cargal, John Sinclair. Verstehst du? Moira Cargal. Und mein Bruder war Damion…«

***

Die kehlige Stimme des dunkelhäutigen Henkers drohte Suko:

»Wenn du nur einmal verkehrt mit den Wimpern zuckst, wird sie sterben!«

Und Suko glaubte ihm jedes Wort. Aus diesem Grund rührte er sich nicht von der Stelle und wartete ab, was der andere noch von ihm wollte. Er dachte auch an die Szene, als Shao ihn auf diesen Henker aufmerksam gemacht hatte. Von Beginn an hatte die Chinesin gespürt, daß dieser kompakte Mensch zu ihren Todfeinden gehörte, und dies hatte sich bewahrheitet.

Shao war blaß geworden. Die Haut in ihrem Gesicht erinnerte an ein Stück fett, und die Klinge des Kurzschwertes lag so dicht an ihrer Haut, daß ein winziger Ruck reichen würde, um der Chinesin die Kehle durchzuschneiden. Eine grauenhafte Vorstellung für Suko, der es nicht einmal wagte, seiner Partnerin beruhigend zuzunicken.

Der andere hatte das Sagen: »Ich werde jetzt mit ihr verschwinden«, erklärte er. »Du wirst dich solange nicht rühren, bis du andere Befehle bekommst.«

»Ist okay«, erklärte Suko.

Die nächsten Worte des Mannes galten Shao. Es war ein rauh geflüsterter Befehl, dem sie, ohne zu zögern, Folge leistete, als man sie aufforderte, einen halben Schritt nach links zu gehen.

Der andere machte eine Bewegung mit, ebenso das Schwert, das nicht von Shaos Kehle wich.

So erreichten beide, die Sichtbare und der für Suko Unsichtbare, genau die Stelle, wo sich der Vorhang teilte und beide hindurchschlüpfen konnten.

Der Typ hinter Shao wußte genau, was er tat. Mit einer glatten und sicher wirkenden Bewegung zog er die Chinesin zurück. Beide entschwanden Sukos Blicken.

Gern hätte der Inspektor versucht, Shao zu befreien. Er traute sich nicht, denn die Worte des anderen waren beileibe kein Spaß gewesen. Der meinte es tödlich ernst.

Und so wartete Suko.

Er hörte das Grummeln der Trommeln. Wie ein drohendes Gewitter kam es ihm vor, aber es war so unwirklich, so fern, als würde es nur

mehr einer schaurigen Untermalung dienen.
Sekunden verstrichen.
Und Suko hörte das Geräusch hinter dem Vorhang. Es war ein klagender Laut, der ihm durch Mark und Bein ging, weil ihn Shao ausgestoßen hatte. Wahrscheinlich quälte dieser Kerl sie, und Suko spürte den Schweiß auf seinen Handflächen.
»Du kannst kommen!«
Die schroffe Stimme des anderen unterbrach seine Gedanken. Obwohl Suko gern gerannt wäre, riß er sich zusammen und trat sehr langsam auf den Durchlaß im Vorhang zu.
Er schob sich hindurch.
Suko hatte erwartet, in einen unheimlich wirkenden Raum zu gelangen. Er befand sich aber jetzt in einer großen Abstellkammer mit künstlichen Palmen, Bartischen, Dekorationsstücken, Lampionketten und so weiter. Viel Kram, viel Plunder.
Suko blickte nach rechts. Von dort drang der Klang der Trommeln, und da mußte auch der Weg zur Bühne hinführen. Zunächst einmal war das unwichtig, nur Shao zählte.
Und sie befand sich noch immer in der Gewalt des fast nackten Hünen, der die fünf Finger seiner linken Hand in Shaos Schulter gekrallt hatte. Vielleicht hatte sie deshalb diesen Wehlaut ausgestoßen.
»Wer bist du?« wurde Suko gefragt.
Er sagte seinen Namen. »Und wie heißt du?« setzte er noch eine Frage nach.
»Oganda!«
Damit konnte der Inspektor nichts anfangen. Diesen Namen hatte er noch nie gehört. Der andere sah nicht nur zum Fürchten aus, er verfolgte auch einen bestimmten Plan und forderte Suko auf, seine Waffen abzulegen, wenn er welche trug.
Einen Moment zögerte der Chinese. Dann sah er, daß sich Shaos Gesicht schmerzhaft verzog. Deshalb nickte er und legte die Beretta weg. Er mußte sie in eine entfernte Ecke des Zimmers stoßen, erst dann war Oganda zufrieden.
»Hast du noch etwas?«
»Nein!«
»Was schaut aus dem Gürtel?«
Das war die eingefahrene Peitsche, die Suko nun hervorholte.
Niemand konnte erkennen, wie gefährlich diese Waffe für Schwarzblütler war, auch Oganda nicht, aber er war von Natur aus mißtrauisch und befahl Suko, auch diese Waffe wegzuschleudern.
Das tat der Chinese.
Er rechnete damit, daß Oganda ihn fragen würde, weshalb er überhaupt gekommen war und was sie beide hinter der Bühne zu

suchen gehabt hatten, doch nichts dergleichen interessierte den Mann. Er ordnete dafür an, daß sich Suko rückwärts entfernen sollte, und zwar sollte er zu einer großen Kiste gehen, die noch verschlossen war. Da mußte er anhalten.

Suko blieb stehen. Er war gespannt, welch eine Gemeinheit sich der Muskelmann noch ausgedacht hatte und bekam mit, daß Shao herumgedreht wurde. Auch verschwand die Klinge von ihrer Kehle, ein großer Vorteil war es nicht. Noch bevor sich die Chinesin hätte in Sicherheit bringen können, schlug Oganda zu.

Suko blieb fast das Herz stehen, als die Waffe gegen Shaos Kopf zielte. Aber nicht mit der scharfen Seite. Die Chinesin wurde von der flachen getroffen, seufzte noch einmal und fiel schwer zu Boden, wo sie bewußtlos liegenblieb.

Das war Oganda recht. »Um sie werde ich mich später kümmern!« versprach er. »Sie ist nämlich sehr schön.«

Suko konnte sich vorstellen, was dieser Kerl mit dem letzten Satz gemeint hatte, und das Blut schoß dem Inspektor in den Kopf.

Oganda war noch nicht zu Ende. Er wollte es spannend machen und sich selbst beweisen. Mit einem Rundschlag ließ er das Kurzschwert durch die Luft fauchen. Die Stimme des gewaltigen Muskelprotzes durchschnitt dieses Geräusch.

»Kämpf um dein Leben, Chinese! Diese Chance gebe ich dir!«

***

Moira Cargal – Damion Cargal! Diese beiden Namen ließen mich nicht mehr los, und eigentlich hätte alles wieder vor meinen Augen lebendig sein müssen, dieser gewaltige Horror, der hinter mir lag, als ich die Insel Voodooland gestürmt hatte, aber es war einfach nicht möglich. Die Macht der Droge ließ es nicht zu. Meine Gedanken verschwammen wieder, ich konnte keinerlei Folgerungen ableiten und hörte das leise Lachen der Frau, die vor mir stand und sich wahrscheinlich an meinem dümmlichen Gesichtsausdruck weidete.

»Du überlegst, Sinclair?«

»Ich… ich … versuche … da war etwas …«

»Und ob da etwas war!« zischte sie. »Es war sogar verdammt viel. Du hast seine Existenz zerstört. Du bist es gewesen, der Voodooland zerstörte, und dafür wirst du bezahlen. Ich, Moira Cargal, habe ihn geliebt, so wie nur eine Schwester ihren Bruder lieben kann. Ja, er ist mein Bruder gewesen, auch wenn er sich verändert hatte und zu einem fast Kunstmenschen wurde. Das spielt keine Rolle mehr. Ich wußte über ihn Bescheid. Ich kannte seine Macht, die er über die Zombies besaß, und er wollte mich zu seiner Stellvertreterin machen, zur Voodoo-Queen, und nicht seine Geliebte, dieses Weib Rhonda Lassalle…«

Ich verstand, aber ich begriff nicht. Nur eines war mir klar. Diese Frau vor mir liebte mich nicht, obwohl sie mit mir geschlafen hatte.

Ich war ihr auf den Leim gegangen, sie hatte mich in die Falle gelockt, die nun voll zuschnappte.

Mühsam hob ich den Kopf.

Gebückt stand sie vor mir und schaute mich an. Ihr Grinsen war bösartig, und ihre Worte waren es ebenso. Sie streckte den Arm aus.

Vier Finger und ein Daumen bohrten sich in meine Schultern, behielten den Griff bei, ich spürte die Schmerzen, und dann wurde ich von dieser Frau durchgeschüttelt.

Einmal vor, dann wieder zurück. Ihre Worte schleuderte sie mir als Anklage entgegen. »Du verfluchter Hund, du! Endlich ist die Stunde meiner Rache gekommen. Ich habe in den letzten Monaten nur darauf hingearbeitet. Du wirst dein Leben verlieren, du wirst das Schicksal erleiden, das du meinem Bruder zugefügt hast. Voodooland ist nicht gestorben und nicht vergessen. Es wird dein Leben beenden.«

Leben beenden… Leben beenden …

Es waren vor allen Dingen die letzten Worte, die in meinem Schädel nachhallten, ohne daß ich sie richtig erfassen konnte, denn die verdammte Droge hatte noch immer die Kontrolle über mich behalten, so daß ich wehrlos war und dieses verfluchte Weib mit mir machen konnte, was es wollte.

Ich fiel in die Kissen zurück. Moira beugte sich noch weiter vor.

Mit der linken Hand stützte sie sich auf der Diwanfläche ab, den rechten Arm hielt sie dabei erhoben und die Hand zur Faust geballt.

»Ich würde dich gern persönlich töten, Sinclair. Aber ebenso gern schaue ich zu, wenn diejenigen dich vernichten, die du sonst immer erschossen und getötet hast. Weißt du, wen ich meine?«

Ich wollte antworten, konnte es aber nicht, und bekam von ihr die Erklärung.

»Ich meine die Zombies, die lebenden Leichen. Einmal hattest du Kontakt, da ließ ich dich am Leben, weil ich noch meinen Spaß mit dir haben wollte…«

Endlich faßte ich wieder einen klaren Gedanken. »Weshalb hast du dann mit mir geschlafen?«

Sie lachte schrill. »Habe ich wirklich mit dir geschlafen? Oder hast du nur geträumt? Jedenfalls mußte ich dich fest unter meine Kontrolle bekommen. Das ist mir ebenso gelungen, wie all die anderen Dinge, denn die Falle habe ich perfekt aufgebaut. Man muß nur die entsprechenden Informationen an gewissen Stellen durchsickern lassen, und schon hat man freie Bahn. So war es mit Bhuwani. Ich war es, die ihn auf die Spur des Voodooland brachte, denn ich war sicher, daß er sich mit dir in Verbindung setzen würde. Und das hat er getan. Bhuwani gehörte zu den Männern, die mir verfallen waren, und auch

Oganda, den du noch sehen wirst.« Sie bewegte ihre Hände kreisförmig. »In meinen Fingern wurden sie alle zu Wachs, der allmählich dahinschmolz. Begreifst du jetzt?«

Ja, ich hatte so einigermaßen begriffen, wenn ich zwischen ihren Worten auch hin und wieder einen kleinen Blackout gehabt hatte.

Im Prinzip aber war mir alles klar gewesen.

Und jetzt wäre auch die Chance dagewesen, mich von ihr zu befreien. Ich hätte sie überwältigen können, ja, müssen, aber was tat ich statt dessen?

Halb zurückgelehnt blieb ich in den Polstern des Diwans liegen und wartete darauf, daß sie die Initiative übernahm. Und das tat sie, denn sie scheuchte mich hoch.

»Los, aufstehen!« flüsterte sie.

Ich kam hoch.

Himmel, wie schwach waren meine Knie. Der Schwindel kam mir vor wie ein tosender Strudel. Vor meinen Augen drehte sich die Welt und auch die Frau tauchte hinein in den Kreisel, so daß ich sie nicht mehr hätte greifen oder fassen können.

Ich kippte nach vorn.

Eigentlich hätte sie mich fallen lassen können, doch sie streckte mit einer lässig anmutenden Bewegung ihren Arm aus, stemmte die Hand gegen meine Brust und hielt mich so fest.

»Nichts, Geisterjäger, gar nichts läuft mehr. Du befindest dich in meiner Gewalt, und das wird so bleiben. Du wirst das tun, was ich dir befehle.«

Widerspruch erntete sie nicht. Als sie mich losließ, befahl sie mir, ihr die Hand zu reichen.

Das tat ich.

»Wir werden gehen, Geisterjäger!« flüsterte sie. »Und weißt du, wohin uns der Weg führen wird?«

Ich schüttelte den Kopf und stellte fest, daß mich selbst bei dieser einfachen Bewegung Schwindel überkam.

»Wir gehen zu deiner Hinrichtungsstätte, John Sinclair. Dahin, wo du sterben wirst…«

***

Die Trommler spürten, daß etwas in der Luft lag, die Zuschauer ebenfalls, denn sie drängten sich dicht an den Bühnenrand, und auch der Ansager merkte es.

Ausgangspunkt waren einzig und allein die drei Särge auf der Bühnenmitte. Obwohl sie dort nur standen, strahlten sie etwas aus, das die meisten Menschen als Bedrohung empfanden.

Hinzu kam das Licht, das raffiniert gefiltert worden war und den größten Teil der Bühne in einen fahlgrauen Schein tauchte. Ungefähr

so, als wäre gerade ein Gewitter im Anzug, wobei sich an seinen Fronten Helligkeit und Finsternis trafen und eben dieses Licht über die Bühne abstrahlten.

Ein kaltes, ein gespenstisch anmutendes Bild, das keinen unberührt ließ.

Aus dem Schatten der Bäume trat wieder der Ansager hervor. Er schlich geduckt bis an den Bühnenrand, baute sich dort auf, hielt das Mikro in der Rechten und winkte mit den Fingern seiner Linken.

»Kommt näher, wenn ihr es genauer sehen wollt. Kommt, ihr werdet den Voodoo in seiner letzten Konsequenz erleben.«

»Sind das die lebenden Leichen?« erklang eine Männerstimme aus dem Publikum.

Der Ansager blieb für einen Moment in seiner Haltung, bevor er sich hochdrückte. »Ja!« sagte er. »Ja, das sind die lebenden Leichen. Die Zombies, die sich euch bald zeigen werden.«

»Aber die wollen doch Opfer!«

Wie einstudiert klang die Frage, und der Ansager nickte heftig.

»Natürlich wollen sie Opfer. Oder glauben Sie, daß sie sich nur hier zeigen und nichts tun?«

»Wer ist das denn? Wir?«

Nach dieser erneuten Frage entstand eine erste Unruhe unter den Zuschauern.

Der Ansager hob beide Hände. Er schüttelte den Kopf. »Da kann ich Sie beruhigen. Sie werden von den Zombies wohl nicht als Opfer ausersehen. Dafür gibt es einen anderen.«

»Und wen?« Es war der gleiche Frager.

»Das bleibt abzuwarten. Nur eines möchte ich Ihnen noch zeigen, Ladies and Gentlemen.« Er hob seinen Arm und schnickte so laut mit den Fingern, daß dieses Zeichen auch gehört wurde.

Von der Bühnendecke her fiel wieder ein heller Lichtbalken in die Düsternis hinein.

Er traf ein Ziel und ließ es nicht mehr los!

Niemand hatte bisher auf den Pfahl geachtet, der hinter den Särgen stand und sich wie das Symbol des Todes vor dem weiten Hintergrund der Bühne abhob.

Erst jetzt, wo er in das fahle Licht getaucht war, erkannten die Zuschauer diesen Totempfahl, der noch blank und bloß vor ihnen stand. Keiner war daran festgebunden worden.

Der Ansager schlich an den Särgen vorbei. Er baute sich rechts des Pfahls auf. »Das ist er. Daran wird das Opfer gebunden, auf das unsere drei Zombies bereits warten.«

»Liegen sie noch in den Särgen?« fragte eine Frau mit ängstlicher Stimme.

Der Ansager lachte. Mit einer Hand deutete er auf den ersten Sarg.

»Soll ich sie herauslassen?«

»Nein!« kreischte die Frau. »Um Himmels willen. Sind Sie wahnsinnig? Das wäre furchtbar.«

»Sie werden es aber erleben, Madam.«

Wieder meldete sich der Frager. »Wahrscheinlich ist es so, daß Sie die Särge öffnen und die Marionetten herausholen. Ich kenne so Spielchen. Voodoo ist ja ›in‹.«

»Lassen Sie sich überraschen, Sir.« Der Ansager hatte den Satz in einem säuselnden und wissenden Tonfall gesprochen und hinterließ dadurch bei einigen Zuschauern Unsicherheit.

Es wurde still.

Niemand hatte dazu einen Befehl gegeben, doch jeder schien zu spüren, daß ein gesprochenes Wort fehl am Platze war, denn auch die Trommler saßen wie erstarrt vor ihren Instrumenten.

Sekunden vergingen. Das Schweigen veränderte sich zu einer drücken- den Last, bis plötzlich die schweren Schritte aufklangen und aus dem Hintergrund zwei Personen die Bühne betraten. Ein Mann und eine Frau!

***

Der Mann war ich!

Wie ein kleiner Hund hatte ich mich aus dem prächtig ausstaffierten Raum führen lassen. Wir waren durch Gänge geschritten, in denen ich die Orientierung verloren hatte. Das heißt, ich hatte sie eigentlich nie besessen, weil die Droge weiterhin die Kontrolle über mich behielt.

Und so hatten wir unser Ziel betreten.

Es war die Bühne!

Obwohl mein Wahrnehmungsvermögen ebenfalls beeinträchtigt worden war, konnte ich davon ausgehen. Ich sah eine weite Fläche vor mir, erkannte die drei viereckigen Gegenstände, sah auch die Trommler wie erstarrte Figuren auf ihren Plätzen hocken, und mein Blick fiel zum Schluß auf den Pfahl, der wie ein erhobener Finger aus der Leere des Bühnenbodens ragte und da stand, als wäre er für die Ewigkeit gebaut worden.

Licht fiel auf ihn.

Es war ein grauer, kalter Schein, und er sorgte dafür, daß der Pfahl auch einen langen Schatten auf den Bretterboden warf, der dort auslief, wo einer der Trommler saß.

Ich hörte meine eigenen Schritte und hatte das Gefühl, stets überlaut aufzutreten. Mit dem Handrücken wischte ich über meine Augen. Vielleicht besserte sich mein Blickfeld, und dann würde auch der verdammte Druck endlich verschwinden, doch es war eine vergebene Liebesmüh.

Nichts wurde besser, gar nichts.

Ich folgte der Voodoo-Königin weiterhin gehorsam und sah auch einen Mann in weißer Bluse oder weißem Hemd, der sich vom Rand der Bühne löste und zwei Schritte vorging, ehe er stehenblieb, sein Mikro vor den Mund hielt und Worte hineinsprach, die in meinem Schädel Widerhall fanden.

»Das ist das Opfer!«

Dieser eine Satz machte mich mißtrauisch, und ich wußte jetzt, daß sich die Rache der Frau erfüllen sollte.

Und zwar dort, wo der Pfahl aus dem Boden ragte.

Nur wenige Schritte brauchten wir noch zurückzulegen, um ihn zu erreichen. Moira Cargal ließ mich dabei nicht los. Sie war wohl doch zu mißtrauisch, aber ich hätte in meinem Zustand keinen Fluchtversuch unternehmen können. Zu sehr stand ich unter dem Einfluß der Drogen und des letzten Tranks. Mit dem Rücken würde ich gegen den Pfahl gepreßt. Durch den dünnen Seidenstoff spürte ich das harte Holz, und die Hand der Frau umklammerte auch mein noch freies Gelenk, um diesen Arm ebenso um den Pfahl herumzudrücken wie den rechten.

Der Mann im weißen Hemd kam herbei. Mir fiel sein Grinsen auf, und das sagte mir, daß hier wohl alle unter einer Decke steckten.

»Die Fesseln!«

Flüsternd hatte Moira den Befehl gegeben, der Mann gehorchte sofort. Er griff in die Tasche und holte eine dünne Schnur hervor, die hell und seidig glänzte.

Da würde ich keine Chance haben, sie zu zerreißen. Sie war zu fest.

»Soll ich ihn binden?«

»Nein, Paul, das mache ich.«

»Sehr wohl.«

Im nächsten Augenblick zeigte Moira mir, was sie konnte. Sie preßte noch meine Handflächen zusammen und verschnürte die Gelenke, so daß ich die Hände nicht bewegen konnte. Moira war noch nicht fertig. Um die Fesselung unauflösbar zu machen, drehte sie einen Teil des Seidenstricks noch um den Pfosten und knotete ihn fest.

»Das war es«, sagte sie, kam um den Pfahl herum, blieb im Dunkeln stehen und starrte mich an.

Wir redeten nicht miteinander. Kommunizierten nur mit Blicken, aus denen ich bei ihr eine Menge las, was sie mir auch durch ihre folgenden Worte bestätigte. »Lange habe ich gewartet. Jetzt ist es soweit, Sinclair. Ich kann Rache nehmen. Ich werde zuschauen, wie sich aus den Särgen drei Zombies erheben und dich vor den Augen zahlreicher Zuschauer so vernichten, wie du meinen Bruder getötet hast. Er hatte Großes geleistet, aber leider haben nur drei seiner Wesen den Untergang von Voodooland überstanden. Ihrer nahm ich mich an. Mir gehorchen sie jetzt, und sie werden dich vom Leben in

den Tod befördern.«

Ich wollte eine scharfe Erwiderung geben. Nicht einmal das schaffte ich. Meine Kehle war rauh, sie wirkte wie zugeschnürt.

Noch einmal schaute mich Moria Cargal an. Dann hob sie die Schultern, als würde sie frieren, und trat zur Seite, um den Platz freizugeben.

Paul war an der Reihe.

Er sprach, ich hörte nicht hin, seine Worte rauschten an mir vorbei. Ich sah auch Moira nicht mehr. Sie hielt sich im Hintergrund der Bühne auf und wartete dort ab, während sich in meinem Körper das verdammte Drogengift austobte und gegen die Abwehrkräfte, die ich selbst mitbrachte, anging. Es war ein harter Kampf, der mich überschwemmte und fertigmachte. Ich kam kaum dagegen an.

Andere hatten die Kontrolle über mich bekommen, drückten mich nach vorn, und wäre ich nicht angebunden gewesen, wäre ich voll mit dem Gesicht auf den harten Bühnenboden gefallen.

Verzweifelt versuchte ich, einen klaren Gedanken zu fassen.

Immer wieder machte ich mir selbst Mut. Ich sagte mir, daß ich nicht aufgeben durfte, daß ich kämpfen mußte, aber jede meiner Forderungen endete in einem gedanklichen Durcheinander, das ich nicht mehr kontrollieren konnte.

Die Angst war da, die Depression ebenfalls, und das Gift wühlte weiter. Mir wurde übel. Der Kopf sank nach vorn, obwohl ich mir fest vornahm, mich zusammenzureißen.

Es gelang ein wenig, denn ich konnte den Kopf wieder heben und schaute schräg nach vorn zum Bühnenrand. Dahinter stand eine kompakte Masse Mensch, die auf das große Ereignis wartete und von der ich hin und wieder nur blasse Flecken sah, denn so wurden die Gesichter wiedergegeben.

Ob sie überhaupt alle wußten, was hier vor sich gehen sollte? Daß man vor ihren Augen einen Menschen ermordete?

Wahrscheinlich nicht. Vielleicht hatte man es ihnen auch gesagt, aber sie hatten es nicht geglaubt, weil es einfach zu grausam und zu unwahrscheinlich war, einen Mord vor so vielen Augen zu begehen.

Und wer glaubte schon an Zombies?

Nur wer sie einmal erlebt hatte in all ihrer Grausamkeit, der vergaß sie nie.

Etwas war anders.

Im ersten Moment wußte ich nicht, was sich da verändert hatte, bis ich mich besser konzentrieren konnte und das dumpfe Grollen sehr deutlich vernahm.

Es war kein Gewitter. Für dieses Geräusch zeichneten sich die vier Trommler verantwortlich, die ihre Stöcke leicht auf und nieder bewegten und die Bespannung der Trommeln nur streichelten.

Paul war in seinem Element. Schräg zu den drei Särgen hatte er sich aufgebaut. Er redete und starrte sie an.

Dazwischen hörte ich ein kurzes, schrilles Lachen. Am Klang der Stimme erkannte ich Moira. Sie freute sich auf die Minute ihrer Rache.

Paul sprach weiter. »Kommt!« rief er. »Kommt hervor, ihr Diener und Sklaven des Voodoo. Ihr lebenden Leichen, ihr untoten Geschöpfe, ihr Diener einer Schwarzen Magie. Verlaßt eure Särge und beweist der Welt, wer ihr tatsächlich seid! Kommt…!«

Das letzte Wort war ein Schrei. Paul warf sich nach hinten, so daß er mir vorkam wie ein Rückenschwimmer, bevor er in die Tiefe der Bühne lief, wo er meinen und den Blicken der anderen Menschen entschwand.

Hatte es gereicht?

Das Trommeln brach nicht ab. Es wurde dumpfer, gleichzeitig auch lauter, und es bekam zudem einen gefährlichen und drohenden Klang, der in meinem Kopf widerhallte.

Auch ich war angespannt und mußte zugeben, daß Moira Cargal einen für sie wirklich guten Zeitpunkt gewählt hatte, denn die Wirkung der Drogen ließ allmählich nach.

Mein Gehirn klärte sich, nur im Magen blieb das Gefühl der Übelkeit zurück. Jetzt wußte ich auch, weshalb sie mich gefesselt hatte.

Normalerweise hätte ich allein agieren können, wenn auch nicht so schnell wie früher, für eine Flucht hätte es sicherlich gereicht. Nur war es jetzt dafür zu spät.

Es tat sich etwas an den Särgen.

Von innen wurde gegen das Holz geklopft. Es war ein Zeichen für die Trommler, denn sie veränderten die Lautstärke, so daß der Trommelklang weit über die Bühne hinaus und in die große Ausstellungshalle hineinschwang.

Zur gleichen Zeit wurden die Deckel der Särge nach oben gestoßen. Sie drehten sich, standen für einen kurzen Augenblick auf ihren Rändern, bevor sie das Übergewicht bekamen und mit hohl und dumpf klingenden Geräuschen auf die Bühnenbohlen fielen.

Der Weg war frei.

Und aus den Totenkisten erhoben sich drei fürchterliche Gestalten…

***

Hatte Shao nicht gesagt, daß man vor diesen Menschen Angst haben mußte? Es traf zu. Selbst Suko, der sich normalerweise vor einer Gegner-Übermacht nicht bange machte, bekam eine Gänsehaut, als er diesen Oganda mit seinem gefährlichen Kurzschwert in der rechten Hand erblickte und auch sah, wie der Mann das Schwert so in die Luft warf, daß es sich einmal um die eigene Achse drehte und der andere es geschickt wieder mit dem Griff zuerst auffing.

Das grenzte schon an Akrobatik.

Suko vergaß Shao. Er mußte sie vergessen, wenn er den Kampf überleben wollte, und Oganda, dieses gewaltige Paket aus Fleisch, Muskeln und Sehnen, setzte sich in Bewegung. Dabei hielt er die Waffe waagerecht vor seiner Brust, so daß die scharfe Schneide genau in Sukos Richtung wies.

Seine Gangart konnte Suko schwer definieren. Als Schweben konnte man es auch nicht bezeichnen, mehr als Gleiten, und das Spiel der Muskeln und Sehnen vereinigte sich mit der Lautlosigkeit des Ganges.

Die Hälfte der Distanz zwischen ihnen war bereits zusammengeschmolzen. Für Suko wurde es Zeit, die Stellung zu wechseln, um nicht in die unmittelbare Reichweite der Arme zu gelangen.

Oganda schlug noch nicht zu. Er kam, schaute und grinste mit seinem breiten Mund. Die Pupillen befanden sich in einer ständigen Bewegung, seine Augen nahmen alles wahr, forschten, suchten und registrierten.

Sie sahen auch Sukos Bewegung. Man hatte ihn entwaffnet. Er hätte versuchen können, an die Beretta zu gelangen, aber das geworfene Schwert wäre immer schneller gewesen, und so gab es für den Chinesen eigentlich nur eine Chance: Er mußte seinen Stab hervorholen und das entscheidende Wort sprechen. Wegen Shao hatte er sich vorhin nicht getraut, auch nicht, als sie seinem Sichtfeld entwischt und zusammen mit dem Hünen hinter dem Vorhang verschwunden war.

Um die nötige Zeit und auch die entsprechende Bewegungsfreiheit zu bekommen, lief Suko zurück und gleichzeitig nach rechts, wo einige offene Kisten standen, aus denen verstaubte Palmwedel schauten.

Oganda sah die Bewegung, rechnete mit dem Ziehen einer Schußwaffe, hob den Arm, um das Schwert zu schleudern, als Suko ihm das entscheidende Wort bereits entgegenschrie.

»Topar!«

Er hatte es genau im richtigen Augenblick gerufen, denn Oganda verharrte mitten in der Bewegung. Er stand da wie eine von einem Künstler erschaffene Plastik, den rechten Arm hocherhoben, den Griff des Schwerts noch umklammert, aber ansonsten außer Gefecht gesetzt, denn für die folgenden fünf Sekunden konnte sich allein der Rufer und Träger des Stabs bewegen. Alle anderen, die seine Stimme vernahmen, gerieten in den Bann dieser von Buddha entwickelten Magie.

Nur fünf Sekunden.

Suko mußte sich beeilen und schnell sein wie ein Derwisch, den jemand in den Allerwertesten getreten hat.

Auch Suko schien den Boden kaum zu berühren, so kraftvoll sprang

er voran und tauchte im nächsten Moment dicht vor dem starr stehenden Oganda auf.

Töten durfte Suko nicht, den Gegner nur kampfunfähig schlagen und entwaffnen.

Er wollte das Schwert.

Oganda hatte den rechten Arm hochgehoben. Suko mußte sich recken, um an dessen Handgelenk zu gelangen, bekam es auch zu fassen und wollte ihm die Waffe aus der Faust drehen.

Das schaffte er nicht.

Zum erstenmal in seinem Leben erlebte der Inspektor in dieser Hinsicht Schiffbruch. Hätte er mehr Zeit gehabt, wäre es ihm bestimmt gelungen, die verkrampft wirkenden Finger der Faust nach außen zu biegen, so startete er den Versuch, aber der Griff war zu fest, und eine Sekunde später war die Zeit vorbei.

Oganda bewegte sich genau dort weiter, wo er aufgehört hatte, und er war mitten im Wurf gewesen.

Der Arm fiel, die Faust öffnete sich, die Waffe verließ die Hand des Mannes, und auch Suko konnte den Arm des Hünen nicht mehr festhalten. Er sah zusammen mit Oganda die Klinge in die Richtung sausen, wo er, Suko, eigentlich hätte stehen sollen, doch da rauschte sie zum Glück vorbei und kappte nur die aus dem offenen Karton hervorschauenden Palmwedel.

Der Hüne brüllte vor Wut. Jetzt war er waffenlos, und die Chancen standen gleich.

Oganda wollte sein Schwert, Suko hatte vor, ihn mit Handkantenschlägen außer Gefecht zu setzen, doch bevor er noch einen Treffer landen konnte, schüttelte ihn Oganda mit so kraftvollen Bewegungen ab, daß der Chinese das Gefühl bekam, er wäre zu einem lästigen Insekt geworden.

Suko taumelte zur Seite. Oganda konnte starten, und er rannte mit gazellenhaften Sprüngen dem Inspektor davon.

Aber auch Suko war nicht langsam. Er wollte vor allen Dingen nicht, daß der Kerl wieder an sein Schwert herankam und nahm deshalb noch in der gleichen Sekunde die Verfolgung auf.

Oganda war schnell. Zu schnell für Suko. Er würde es immer schaffen, sein Ziel zu erreichen.

Deshalb sah der Chinese nur eine Chance.

Plötzlich lag er waagerecht in der Luft. Suko hatte sich auf seine fantastischen Sprungeigenschaften verlassen und alles an Kraft hineingelegt, was in seinen Beinmuskeln steckte.

Suko schaffte es. Er prallte gegen die Beine des Hünen Oganda, und Sukos Arme verhakten sich zwischen den Waden des Gegners, so daß Oganda die Balance verlor und fiel.

Es war kein normaler Fall, denn Oganda konnte man auch nicht als

einen normalen Menschen bezeichnen. Der Boden dröhnte, als der schwere Körper auf ihn donnerte. Durch die Wucht schlitterte der Riese noch über den Boden. Suko hörte ihn vor Wut stöhnen, denn er mußte eingesehen haben, daß er es nicht mehr schaffte, an seine Waffe zu gelangen.

Eine Dekoration hielt ihn auf. Mit dem Kopf und der Schulter krachte der Kerl dagegen, während Suko für einen Moment an Kamikaze dachte, der ebenfalls ein gefährlicher Killer war, in Diensten Akim Samarans stand und Suko auch schon diese gewaltigen Schwierigkeiten bereitet hatte. Nur verließ sich Kamikaze mehr auf seine Schußwaffen, während dieser Oganda es anders versuchte.

Brutal waren sie beide.

Beide kamen wieder auf die Füße. Diesmal war Suko schneller.

Als sich Oganda noch in der Drehung befand, griff der Chinese bereits an. Er sprang in die Höhe, riß das rechte Bein zurück und schleuderte es gegen Ugandas Brust.

Wieder flog der Hüne zurück. Diesmal krachte er so wuchtig in die Dekoration, daß eine Pappwand zusammenstürzte und die einzelnen Teile über dem Dunkelhäutigen zusammenfielen.

Er wurde auch am Kopf erwischt, doch das machte ihm nichts, denn wie ein Kastenteufel jagte er hoch. Plötzlich flogen. Suko die Teile um die Ohren, von Oganda hinweggeschleudert, der einen gewaltigen Schrei ausstieß und sich dem Inspektor entgegenwarf.

Suko wich nicht aus.

Es klatschte, als beide Körper zusammenstießen. Suko konnte der Wucht und dem Druck nicht standhalten. Er flog zurück, landete wieder am Boden, doch es war ihm gelungen, die Beine anzuziehen und sie wieder in die Höhe zu stemmen.

Beide Füße rammte er in den Unterleib des Schwarzen.

Suko hörte ihn würgen, und Oganda lernte plötzlich das Fliegen.

Anschließend krachte er wieder zwischen die Kulissen, brach sie auf und geriet in die Nähe seiner Waffe.

Als Suko ihm in den Rücken sprang, hatte er zugegriffen, das Schwert an sich genommen und schlug den Arm nach hinten, damit Suko von der Klinge erwischt wurde.

Geschmeidig wischte der Chinese zur Seite. Die Klinge verfehlte ihn, und der nächste Tritt erwischte Oganda an der Hüfte.

Suko hatte das Gefühl, gegen eine Gummimasse getreten zu haben, so widerstandsfähig war dieser Körper, und Oganda steckte tatsächlich alles weg.

Sein rundes Gesicht erinnerte an einen glänzenden Schweißkegel.

Trotz seiner Schmerzen konterte er, führte einen Rundschlag aus, und die Schwertklinge hätte Suko fast erwischt, wenn dieser nicht zurückgesprungen wäre.

Oganda stürzte vor.
Diesmal schrie er. Er hatte den Mund weit aufgerissen. Der Kampfschrei drang Suko wie ein gewaltiges Röhren entgegen, die Waffe bewegte sich im Zickzack, und mit einem Sprung rettete sich der Chinese vor einem Treffer. Er ging tief zu Boden, rollte sich ab, und es war vielleicht Zufall, daß ihm ein Stück der gebrochenen Kulisse zwischen die Finger geriet.
Es war eine stabile Latte.
Mit einem Ruck federte der Chinese in die Höhe. Er hörte das Pfeifen der Klinge und sah seinen Gegner dicht vor sich.
Suko ging in die Knie. Über seinen Kopf hinweg jagte das Schwert. Bevor es weiter sensen konnte, rammte der Inspektor dem anderen seinen Kopf in den Magen.
Wieder hatte Suko das Gefühl, eine Gummiwand getroffen zu haben. Federnde Magenmuskeln trieben ihn zurück, aber Suko packte plötzlich die Waffenhand Ugandas.
Damit hatte der Schwarze nicht gerechnet.
Plötzlich brüllte er auf.
Ein wahnsinniges Geschrei hallte durch den Raum hinter der Bühne, denn Suko hatte das Gelenk umklammert und riß den Arm mit Wucht zurück, drehte ihn noch und ließ ihn dann nach unten rasen.
Genau auf sein Knie.
Das Gebrüll verstummte. Plötzlich wurde Oganda bleich, und das trotz seiner dunklen Haut. Er sackte in die Hocke, das Schwert entfiel seiner Hand, blieb vor Sukos Füßen liegen, der sich natürlich bückte, um es aufzuheben.
Darauf hatte Oganda gewartet. War sein rechter Arm auch außer Gefecht gesetzt worden, die beiden Füße und den linken konnte er trotzdem gebrauchen.
Damit schlug er zu.
Es war ein Drehschlag. Hals, Kinn und Brust des Inspektors wurden erwischt. Suko selbst hatte das Gefühl, in einer Zentrifuge zu stecken, die ihn nicht im Kreis, sondern mit aller Gewalt nach hinten schleuderte. Er röchelte, fiel irgendwo zu Boden, rutschte weiter, drehte sich, spürte Blut auf den Lippen und krachte schließlich vehement in die Kulissen. Etwas brach über ihm zusammen, und nicht allein das Blut schmeckte er, auch den Staub, der sich in seinem Mund gesammelt hatte.
Hätte ihn der Schlag voll erwischt, wäre Suko wohl bewußtlos geworden. So konnte er sich allmählich fangen, und es war auch das Gebrüll des Schwarzen, das ihn dabei antrieb.
Der Kerl wollte ihn vernichten. Auch wenn er dabei nur seinen linken Arm gebrauchen konnte.
Suko hörte ihn stampfen.

Nicht mehr leichtfüßig und geschmeidig, sondern mit schweren Tritten, als sollte jeder eine Warnung für den zwischen den Trümmern liegenden Chinesen sein.

Suko hörte ihn. Der andere ging aber nicht nur, er gab auch andere Geräusche von sich.

Ein schweres Ächzen und Keuchen. Wahrscheinlich mußte er wahnsinnige Schmerzen im rechten Arm haben, die er auch nicht mehr lautlos bewältigen konnte.

Und er kam näher.

Für Suko wurde es Zeit. Wenn er von Oganda nicht zertreten werden wollte, mußte er sich aus den Kulissentrümmern hervorwühlen und sich dem anderen stellen.

Als Suko die Latten und Kunststoffteile zur Seite schleuderte, bekam er einen freien Blick auf Oganda.

Erst jetzt fiel ihm auf, daß der Riese nicht mehr weiterschritt. Er war stehengeblieben, starrte Suko an und hatte den linken Arm zum Wurf gehoben. Das Kurzschwert lag jetzt in dieser Faust.

Suko konnte sich sehr gut vorstellen, daß es dieser Typ verstand, beidhändig zu kämpfen. Und weg kam der Inspektor nicht mehr so schnell.

Die Klinge würde ihn durchbohren und am Boden festnageln.

Eine Kugel wäre natürlich schneller gewesen, doch an seine Waffe kam Suko nicht heran.

Was tun?

Er mußte sich innerhalb einer Sekunde entscheiden, und er tat dies auch. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er mit der rechten Hand eine abgebrochene Latte umklammert hielt, und die schleuderte er dem Hünen entgegen, während er sich gleichzeitig zur Seite rollte und hoffte, daß der andere ihn verfehlte.

Suko spürte noch den Luftzug der Klinge. Oganda hatte es tatsächlich noch geschafft, sein Schwert zu schleudern. Der Inspektor hörte aber auch den dumpfen Aufprall, als das Schwert dicht neben ihm in den Boden jagte, wo es steckenblieb. Der enttäuschende Schrei der Wut begleitete Sukos folgende Aktionen.

Er achtete nicht mehr auf seinen eigenen Schmerz, packte die Klinge und rollte sich herum.

Oganda stürzte ihm entgegen.

Suko hatte ihn nicht töten wollen, doch es war dieser vertrackte oder berühmte Zufall. Jedenfalls bekam er die Klinge nicht schnell genug zur Seite, und Oganda fiel hinein.

Es war ein furchtbares Bild. Der Riese fiel nicht einmal auf sein Gesicht, sondern knallte auf die Knie und blieb für einen Moment in dieser Haltung, während die Waffe in seiner Brust steckte und Suko auf die Beine kam.

Was er nicht für möglich gehalten hatte, geschah.

Auch Oganda stemmte sich hoch, und im nächsten Augenblick lief dieser Riese Amok.

Mit dem Schwert in der Brust, schreiend und nur seinen Reflexen gehorchend, rannte er stolpernd an dem Chinesen vorbei, der ihn nicht aufhalten konnte.

Suko schaute ihm hinterher.

Oganda stoppte nicht. Auch dann nicht, als dicht vor ihm eine Wand erschien. Er wuchtete dagegen – und hindurch!

Suko hörte ein Brechen und Krachen. Lange Splitter, Holz- und Kunststoffteile umwirbelten den Körper des Mannes, der durch die Lücke gestoßen war, um dorthin zu gelangen, wo sich die offene Bühne befand.

Auch Suko konnte einen Blick durch das Loch werfen.

Was er sah, trieb ihm eine Gänsehaut über den Rücken…

***

Es waren die typischen, lahmen, etwas schläfrig wirkenden Bewegungen, mit denen die drei lebenden Toten aus ihren schwarzen Särgen kletterten.

Den einen Zombie kannte ich.

Er hatte zusammen mit mir in dieser verdammten Badewanne gesessen und war jetzt noch naß. Er stand auch als erster neben der Totenkiste, bückte sich dabei und stierte nach vorn zum Rand der Bühne hin.

Aus den Reihen der Zuschauer erfolgte kein Kommentar. Die Leute hielten sich zurück, vielleicht auch aus Angst. Alle starrten gebannt auf das schaurige Spiel.

Die Voodoo-Trommler steigerten ihren Rhythmus. Es wurde hektischer, das dumpfe Grollen donnerte über die Bühne, und jeder Schlag, der auch als Echo gegen mich wehte, ließ in meinem Kopf eine kleine Explosion erfolgen. Ich verspürte Schmerzen. Stechend zogen sie durch den gesamten Schädel, für mich ein Zeichen, daß die Wirkung der Droge nachgelassen hatte und nun die Nachwirkungen begannen.

Es war schlimm.

Schwäche breitete sich in meinen Knien aus. Hätten mich die Fesseln nicht gehalten, ich wäre sicherlich zusammengesackt, so aber hielt ich mich zwangsläufig und spürte in meinem Rücken die Härte des Pfahls.

Die Zombies irrten über die Bühne.

Eine Frau befand sich unter ihnen. Sie kam sogar in meine Nähe, stierte mich aus ihren toten Augen an und schwankte an mir vorbei, ohne mich zu berühren.

Ich atmete aus.

Der nächste Zombie kam. Ein Neger. Seine Haut sah aus wie gegerbtes Leder. In den Falten befand sich noch Graberde, und er stank nach Moder.

Die Gestalt strich so dicht an mir vorbei, daß sie mich berühren konnte. Dazu hob sie die rechte Hand, und die langen Nägel kratzten über meinen Hals.

Dann war er vorbei.

Ich atmete auf.

In meinem Körper fanden regelrechte Kämpfe statt. Ich fightete gegen die Nachwirkungen der Droge, die Schmerzen in meinem Kopf glichen schon kleinen Explosionen, in den Knien bekam ich ein weiches Gefühl, und Schüttelfrost überkam meinen Körper.

Paul, der Ansager, war in seinem Element.

»Das sind die echten Zombies, die Sie hier sehen«, rief er. »Nichts ist gestellt. Es gibt die lebenden Leichen tatsächlich, und bei einem Trip in unsere Region werden Sie so etwas jede Nacht erleben können. Schauen Sie auf den Mann. Er hatte es auch nicht glauben wollen, jetzt muß er dafür büßen. Wir werden ihn vor Ihren Augen töten lassen.«

Normalerweise hätten die Zuschauer wegrennen und die Polizei alarmieren müssen. Doch keiner bewegte sich. Sie standen alle unter einem Schock, als hätte es der Ansager verstanden, sie zu hypnotisieren.

Vielleicht wollte es auch keiner von ihnen richtig glauben, wobei niemand wagte, Paul zu widersprechen.

Sie alle warteten auf die weiteren Ereignisse, und die ließen nicht lange auf sich warten, denn Paul wurde wieder aktiv. Er lief in den dunklen Hintergrund der Bühne. Ich sah ihn dort nur als gebückten Schatten, mit ausgestrecktem rechten Arm. Er zog etwas zu sich heran, das einen rotglühenden Schein abgab.

Damit er sich nicht die Hand verbrannte, war der Griff des Beckens isoliert worden. So konnte Paul es über die Bühne schleifen und dort abstellen, wo es ungefähr in der Mitte zwischen den drei Särgen und dem Pfahl seinen Platz fand.

Die Kohlen waren schon ziemlich weit heruntergebrannt. Sie wirkten wie glasige, rote Augen, die zusammengepappt waren.

Über ihrer Oberfläche zitterte ein leichter, weißlicher Qualm, der mir entgegenwehte und scharf in der Nase brannte.

Im Gegensatz zu den Trommlern, die nur ihre Arme und Hände bewegten, blieben die Zombies nie so ruhig. Sie irrten über die Bühne. Ihre Bewegungen waren schlenkernd, haltlos, und manchmal sah es so aus, als würden sie über den Rand in die Masse der Zuschauer stürzen.

Paul erklärte den Plan über Lautsprecher.

»Es wird bald einen ersten Beweis für euch geben, daß die drei

Gestalten tatsächlich Zombies sind. Wer von Ihnen würde sich schon trauen, die glühenden Kohlen in die Hand zu nehmen. Wohl keiner, aber sie machen es.«

»Jemand ist doch mit nackten Füßen über das Becken geschritten«, meldete sich ein Mann. »Das ist für mich kein Beweis.«

»Warten Sie es ab.«

Paul drehte sich um. Er schaute mich direkt an, und ich sah ihn grinsen. Mir war klar, daß er einen bestimmten Plan verfolgte, in dem ich bestimmt die Hauptperson neben den drei lebenden Leichen spielen sollte.

Und noch jemand kam.

Ich sah die Person erst, als sie vor mir stehenblieb und mich anstarrte. Es war Moira Cargal, auf deren Zügen unverhohlener Triumph lag. Dabei glitzerten ihre Augen, als wollten sie mir eine Botschaft bringen, daß ich es nicht schaffen konnte.

»Gleich, Sinclair«, hauchte sie. »Gleich ist es soweit. Dann wirst du erleben, was es heißt, meinen Bruder getötet zu haben. Drei Zombies werden ihn rächen. Sie werden dich mit glühenden Kohlen bewerten. Und du wirst keine Chance haben, dich dagegen zu wehren, weil du es nicht mehr kannst und die Stricke dich halten.«

Ich ersparte mir die Antwort. Es strengte zu sehr an. Mein Kopf schien auf das Doppelte angewachsen zu sein, ich hatte Mühe, Luft zu holen, irgend etwas saß in meiner Brust und wollte sie sprengen.

»Hast du noch einen letzten Wunsch?« fragte Moira voller Spott.

Ich riß mich zusammen und brachte den Kopf so hoch, daß ich sie direkt anblicken konnte. »Ja, den habe ich, du verdammtes Satansweib. Geh mir aus den Augen!«

Sie lachte scharf. »Aber gern…«

Mit einer lockeren Bewegung drehte sie sich herum und ließ die Hand sinken. Für Paul und die drei Zombies war es das Zeichen, allmählich aktiv zu werden.

Das taten sie.

Die lebenden Leichen bewegten sich vor. Von verschiedenen Seiten her näherten sie sich dem Metallbecken mit den glühenden Kohlen darin. Sie bückten sich, streckten die Arme aus, und faßten mit ihren gekrümmten Fingern zu.

Ich hörte es zischen und sah auch den sich vermehrenden Qualm, der so widerlich stank, weil die Fingernägel der lebenden Leichen allmählich verschmorten.

Dann lagen die Kohlen auf ihren Händen. Auch die Haut brannte, das machte ihnen aber nichts, sie schlossen die Hände sogar noch, so daß sie die Stücke wie Bälle nahmen. Und der erste Zombie, es war der nasse, drehte sich in meine Richtung.

Ich kämpfte nach wie vor gegen die Nachwirkungen der Droge.

Zur Abwechslung durchtosten mich mal wieder Hitzeschauer, die den kalten Schüttelfrost abgelöst hatten.
Irgendwie kamen mir die gesamten Bewegungen der lebenden Leichen verlangsamt vor. Aber ich erlebte hier keinen Film, auch kein Bühnenstück, sondern eine verdammte Realität, die damit enden sollte, daß ich umgebracht wurde.
Der Zombie schleuderte das glühende Kohlestück. Erst jetzt erfolgte eine Reaktion bei den Zuschauern. Wenige dünne Schreie erreichten mich, die ich nur gedämpft hörte, denn mich interessierte der Weg des geschleuderten Kohlestücks. Es landete irgendwo auf dem Bühnenboden.
Der erste Kelch war an mir vorbeigeflogen, aber kein Zombie würde aufgeben.
Auch mein alter Bekannter nicht. Er drehte ab, taumelte wieder auf das Becken zu und hob abermals ein Kohlestück auf.
Es gab Reaktionen bei den Zuschauern. Jemand rief etwas von aufhören oder Polizei holen. Auch entstand Unruhe unter ihnen, das alles durfte mich nicht kümmern, denn die lebende Tote hatte mich als Ziel ausgesucht.
Sie warf das Kohlestück nicht. In der rechten Hand hielt sie es, kam sehr nahe an mich heran, hob den rechten Arm und drückte ihn dann nach vom, als wollte sie mir das glühende Teil ins Gesicht pressen.
Das hätte auch fast geklappt, wenn es mir nicht im letzten Moment gelungen wäre, den Kopf zur Seite zu drehen. So wischte die Hand mit der glühenden Kohle an mir vorbei, während die lebende Leiche gegen mich prallen wollte. In dem Durcheinander stolperte sie und knallte hin.
Nicht immer würde ich so ein Glück haben, das sagte mir auch Moira Cargal, die aus dem Hintergrund zischte: »Warte es ab, Sinclair. Wir werden noch Spaß bekommen.«
Das konnte ich mir vorstellen, aber ich hatte Lust, mir den Spaß mit ihr zu teilen, zudem wurden wir beide abgelenkt, denn aus dem Hintergrund hörten wir Geschrei und dumpfe Laute.
Die Frau zeigte sich irritiert, ich ebenfalls, nur die Zombies suchten weiterhin nach ihren Kohlen.
Moira holte Paul heran. Sie wollte von ihm wissen, was sich hinter der Bühne abspielte.
»Keine Ahnung!« hörte ich ihn flüstern. »Ich habe Oganda gesagt, daß er aufpassen soll.«
»Dann bin ich beruhigt.«
Das war sie allerdings nicht und konnte sie auch nicht sein, denn der hinter der Bühne aufklingende Schrei ließ uns alle erstarren.
Keiner wußte, wer ihn ausgestoßen hatte, doch wir bekamen sehr bald den Beweis und völlig anders, als es sich ein jeder von uns

vorgestellt hatte.

Die Bühnenwand riß auf.

Sie lag günstig, ich konnte hinschauen, hörte zuerst den peitschenden Knall, wie das leichte Holz brach, sah die Stücke auf die Bühne segeln, und ihnen folgte der hünenhafte Schwarze, der den Namen Oganda trug.

Er bot ein grauenhaftes Bild. In seiner Brust steckte ein kurzes Schwert. Aus der Wunde rann das Blut in Strömen, es war ein Wunder, daß sich der Mann noch auf den Beinen halten konnte. Er taumelte an den wie erstarrt dastehenden Personen vorbei und riß einen Zombie mit zu Boden, der verdammt nah an mich herangekommen war.

Dann fiel auch Oganda. Wie er dabei auf die Knie kam, war mir ein Rätsel, aber er packte mit letzter Kraft das Schwert und riß sich die Waffe aus der Brust.

Dann kippte er nach vorn und blieb liegen.

Und niemand war da, der sich rührte. Paul und Moira standen wie festgeleimt auf ihren Plätzen, selbst die Zombies schienen erstarrt zu sein, und es war die Frau, die sich als erste fing und den Namen ihres Leibwächters aussprach.

»Oganda!« ächzte sie. »Verdammt, wer hat dich gekillt?« Plötzlich überschlug sich ihre Stimme, sie schüttelte den Kopf, ich hörte die Zuschauer ebenfalls schreien, die ersten rannten weg. Und Moira brüllte wieder.

»Wer war es? Wer hat dich geschafft?«

»Ich!«

Die Stimme peitschte über die Bühne. Doch dabei ließ es der Mann nicht bewenden.

Er kam langsam vor, und mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich erkannte Suko…

***

Moira Cargal verzog das Gesicht. Sie war plötzlich unsicher geworden, trat einen Schritt zurück, schaute mich an, dann wieder Suko und fragte flüsternd: »Wer bist du, verdammter Chinese?«

»John Sinclairs Freund und Kollege. Ich bin gekommen, um ihn aus deinen Klauen zu befreien.«

Die Frau ging auf die Antwort nicht ein. Sie fragte statt dessen.

»Hast du Oganda…?«

»Ja, es war Notwehr oder Schicksal.«

»Er war mein bester Freund!«

Suko hob die Schultern. »Das kann ich mir vorstellen. Auch John Sinclair ist mein Freund.«

Sie schaute mich kurz an. »Grins nicht so, verdammt! Noch bist du

nicht davongekommen, Paul!«

Der Ansager hatte verstanden. Nicht ich wurde von ihm angegriffen, sondern Suko.

Und er war verdammt schnell. Plötzlich tauchte er vor dem Chinesen auf, wollte ihn zu Boden werfen, doch Suko reagierte noch schneller. Blitzschnell trat er dem anderen die Beine weg.

Paul machte einen komisch wirkenden Schritt, riß das Bein hoch, verlor das Gleichgewicht und knallte auf den Rücken.

Als er wieder hochkam, befand sich Sukos Handkante bereits auf dem Weg.

Und sie traf genau.

Paul verdrehte noch die Augen. Dann sackte er zusammen und blieb bewußtlos liegen.

Das alles hatte auch Moira gesehen. Sie schüttelte so wild den Kopf, daß ihre schwarze Lockenpracht von einer Seite auf die andere geschleudert wurde. »Verdammt, steht nicht rum! Packt ihn euch. Ihr seid zu viert. Ich kümmere mich um Sinclair!«

Ihr Befehl hatte nicht den Zombies gegolten, sondern den Trommlern, die bisher nicht eingegriffen hatten. Sie standen auf Moiras Seite, ebenso wie die drei Zombies.

Für Suko wurde es kritisch. Zudem hatte Moira noch nicht den Versuch aufgegeben, mich zu töten, und das wollte sie jetzt selbst in die Hand nehmen.

Ich sah, wie sie startete, und Suko bekam es ebenfalls mit. Er wußte auch, daß er sie nicht an ihr Ziel kommen lassen durfte, denn Moira Cargal wollte das Schwert an sich reißen, um mit mir kurzen Prozeß zu machen.

Wer war schneller?

Plötzlich begann ich zu fiebern. Moira hatte den kürzeren Weg.

Suko mußte zudem einen der Voodoo-Trommler aus dem Weg räumen. Er tat es so kraftvoll, so daß sich der Mann überschlug, bevor er zu Boden krachte, aber da war es Moira bereits gelungen, sich zu bücken und das Schwert an sich zu nehmen. Jetzt brauchte sie nur noch herumzufahren und die Waffe in meine Richtung zu schleudern.

Das wußte auch der Chinese.

Und er setzte zu einem gewaltigen Karatesprung an. Eine geballte Macht an Kraft, Sehnen und Muskeln befand sich plötzlich in der Luft. Aus dem Mund meines Freundes drang ein wilder Kampfschrei, und Moira kam ihm insofern entgegen, als sie sich nach ihrer Drehung noch um einen Schritt vor bewegte.

Sie wurde erwischt.

Zum Schlag hatte Suko sie nicht mehr kommen lassen. Ich sah sie fallen und über die Bühne kegeln, während mein Freund neben ihr aufkam, so daß er das Kurzschwert an sich riß.

Und das brauchte er auch.
»Bleibt mir vom Leib!« brüllte er den Trommlern zu und sprang ihnen entgegen.
Die Männer waren Musiker und Helfer, aber keine Kämpfer. Sie zuckten tatsächlich zurück, zudem lag einer von ihnen auf den Bühnenbrettern.
Suko hatte trotzdem noch genug zu tun, denn die drei lebenden Toten würden ihm nicht gehorchen.
Er griff sie nicht an.
Ich und meine Befreiung waren ihm wichtiger. Wie ein Schatten huschte mein Freund herbei und sah zu, daß er hinter den verdammten Pfahl kam. »Halt noch für eine Sekunde durch, John.«
Ich lachte krächzend. »Was soll ich auch sonst machen? Aber beeil dich, es ist nicht jedermanns Sache, mit glühenden Kohlen beworfen zu werden! Und die Zombies nehmen da keine Rücksicht…«
In mein letztes Wort hinein hörte ich bereits das Pfeifen der Klinge, als Suko zuschlug.
Es war ein gewaltiger Schlag, der den Pfahl hinter mir traf, und ich hörte das Holz splittern und krachen. Einige Stücke flogen mir um die Ohren. Leider war ich noch immer gefesselt, aber auch das änderte Suko, denn er setzte den nächsten Schlag sehr vorsichtig an.
Trotzdem nicht sachte genug. Ich spürte, wie die scharfe Schneide nicht allein die Fesseln erwischte, auch meine Haut wurde an den Ballen eingeritzt. Zudem waren die drei Zombies schon ziemlich nahe herangekommen und würden jeden Augenblick ihre glühenden Kohlen werfen.
Da war ich die Fesseln los.
Im nächsten Moment sackte ich zusammen. Es war einfach unmöglich für mich, noch auf den Beinen zu bleiben. Zuviel Kraft hatte ich verloren, die Knie gehorchten mir nicht mehr, ich kam mir vor wie ein Häufchen Elend und hätte selbst über mich heulen können, weil es mir nicht gelang, in den Kampf einzugreifen.
Ich blieb liegen.
Und die Zombies wollten mich.
Das sah auch Suko.
Im nächsten Augenblick griff er ein!

***

Obwohl die Zombies tumbe und nicht denkende Wesen waren, hatten sie es geschafft, so etwas wie eine Angriffsformation zu bilden, denn sie kamen von drei verschiedenen Seiten auf den Chinesen zu.
Es lag auf der Hand, daß sie ihn in die Zange nehmen und ihn auch mit den glühenden Kohlen attackieren wollten.
Dem mußte Suko einfach entkommen.

Und er schaffte es.

Wie in diesem gesamten Fall war ich nur Zuschauer und mußte mit ansehen, wie Suko seine Beutewaffe einsetzte. Es gab für ihn einfach keine andere Möglichkeit, als die lebenden Leichen mit dem Schwert endgültig zu vernichten.

Auf eine Beschreibung möchte ich verzichten.

Dann spürte ich Sukos Hand auf meiner Schulter. Ich öffnete die Augen, sah das angespannt wirkende Gesicht meines Freundes dicht vor mir und erkannte, daß auch Suko etwas abbekommen hatte, denn seine Oberlippe blutete, und am Kinn war die Haut ebenfalls aufgerissen.

»John, verdammt, was hat man mit dir gemacht? Was war nur los?«

Ich wußte, daß er nach einer Antwort gierte, die hatte er zudem verdient. Deshalb strengte ich mich an bei meiner Antwort. »Die Hölle war los, die Hölle…«

»Wer ist die Frau?«

»Moira Cargal!«

»Was?« Mein Freund schaltete sofort. »Ist sie etwa verwandt oder verheiratet mit Damion…«

»Sie ist seine Schwester.«

»Wer konnte das ahnen?«

Da hatte Suko genau den richtigen Satz gesprochen. »Mir geht es mies, Partner!« keuchte ich. »Sie haben zwei- oder dreimal Drogen in mich reingepumpt und mich regelrecht fertiggemacht. Aber sie ist…« Meine Augen wurden starr. »Verflixt, Suko, wo steckt die Cargal?«

Erst jetzt war auch mein Freund daran erinnert worden. In der ganzen Aufregung hatten wir auf sie nicht mehr geachtet.

»Du bleibst liegen!« befahl Suko und sprang hoch. Sein Blick glitt über die leere Bühne, er sah sie nicht mehr, denn auch die Trommler waren verschwunden.

Und die Zuschauer hatten ebenfalls das Weite gesucht.

»Wenn sie entkommen ist, beginnt alles wieder von vorn!« keuchte ich und wollte trotz meiner Schwäche aufstehen.

Da hörten wir eine Stimme, sie sprach mich an. »Bleib ruhig liegen, Sinclair, dann treffe ich dich besser!«

Gesprochen hatte Moira Cargal!

***

Nein, sie war nicht geflohen. Sie hatte nur dort gelauert, wo Suko und Oganda ihren Kampf ausgefochten hatten, und es war ihr tatsächlich gelungen, eine Waffe zu finden, denn sie hielt ausgerechnet die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta des Inspektors in ihren Händen. Den Kolben der Waffe umklammerte sie mit zehn Fingern, auf ihrem Gesicht stand ein seltsames Leuchten,

denn ein Scheinwerferkegel strahlte sie von der Seite her an, so daß wir den Haß in ihren Augen lesen konnten, der diese Frau antrieb.

»Nicht immer sind die Sieger, die alles niedermachen!« erklärte sie und ließ ein hartes Lachen hören. »Ihr steht wunderbar beisammen, so reichen zwei Kugeln, um euch aus dem Weg zu räumen. Zuerst kommt der Chinese an die Reihe, danach bist du dran, Sinclair.«

»Das wäre ein Doppelmord«, sagte Suko.

»Na und? Ihr habt mir alles zerstört. Ihr habt meinen Bruder vernichtet und sein Lebenswerk ebenfalls. In den letzten Monaten habe ich nur für meine große Rache gelebt. Glaubt nur nicht, daß ich das vergesse.«

»Man wird Sie jagen und finden!« erklärte Suko. »Und vielleicht sogar hinrichten, denn auf Polizistenmord kann die Todesstrafe stehen.«

»Nein, man findet mich nicht.«

»Das behaupten alle.«

Moira ging auf Sukos Bemerkung überhaupt nicht ein. »Ich habe mir einen Plan zurechtgelegt, den ich auch ausführen werde, darauf könnt ihr euch verlassen. Ich bin bereit, die Arbeit meines Bruders fortzusetzen. Ich baue eine neue Organisation auf und werde die alten Beziehungen und Verbindungen von ihm wieder aktivieren. Aber das könnt ihr nicht erleben, weil ihr tot seid. Tot!« schrie sie und schoß.

Es war der helle Wahnsinn. Sie feuerte tatsächlich, und die Kugel hätte Suko erwischt, wenn ihm nicht ein unwahrscheinlicher Glücksfall zu Hilfe gekommen wäre.

Die Kugel hieb in den Pfahl, den Suko nur zur Hälfte zerstört hatte.

Das irritierte die Frau. Dennoch hätte sie zum zweitenmal schießen können und auch mit dieser Verzögerung, aber da war plötzlich eine andere Person hinter ihr, die eine kurze Latte in der rechten Hand hielt und bereits ausgeholt hatte.

Ebenfalls eine Frau.

Shao!

Und sie schlug zu.

Obwohl sie selbst Schwierigkeiten hatte, sich auf den Beinen zu halten und während des Schlags auch nach vorn taumelte, schaffte sie den Treffer.

Die Latte streifte den Kopf nur. Sie rasierte durch die dunkle Lockenpracht, berührte auch noch das Ohr der Frau, wo sie ein Brennen hinterließ, und hämmerte anschließend auf die rechte Schulter der Moira Cargal.

Beide Frauen fielen übereinander.

Aber Moira hatte die Waffe und war brandgefährlich und unberechenbar in ihrem Haß.

Das wußte auch Suko.

Plötzlich jagte er los. Er hörte Moira noch schreien, aber zum Schuß ließ er sie nicht mehr kommen. Mit einem treffsicheren Schlag auf das rechte Handgelenk betäubte er den Arm, so daß der Frau die Beretta aus der Hand rutschte und von Suko aufgehoben werden konnte. Am Kragen ihres seidenen Mantels zog er die Frau in die Höhe, hielt sie fest und schlug noch einmal zu.

Dieser Treffer reichte.

Moira verdrehte die Augen und wurde bewußtlos. Suko ließ sie zu Boden gleiten, um Shao aufzuhelfen.

Die beiden fielen sich in die Arme und blieben auch in dieser Haltung zunächst stehen.

Ich verstand überhaupt nichts mehr. Wieso war Shao auf einmal erschienen? Und wo hatte sie vorher gewartet?

Suko klärte mich auf.

»Das war's dann wohl«, sagte ich und hatte nur einen Wunsch. So richtig auszuschlafen.

***

Dieser Wunsch wurde mir auch erfüllt. Nur lag ich nicht in meinem eigenen Bett, sondern in einem fremden. Als ich die Augen aufschlug, war alles anders, zudem trug ich ein so komisches Nachtgewand, das mich schon an ein Leichenhemd erinnerte.

Dafür gab es nur eine Erklärung.

Man hatte mich in ein Krankenhaus gesteckt.

Und da lag ich auch, stierte die weiße Decke an und schaute einer krabbelnden Fliege zu. Ich fühlte mich zwar noch matt, aber wesentlich besser. Mein Körper schien das Gift inzwischen ausgeschieden zu haben. Sicherlich hatte man mich mit Gegenmitteln behandelt.

Eine Klingel befand sich in Reichweite. Ich drückte den Knopf, um die Schwester zu rufen, aber nicht sie erschien, sondern ein grinsender Suko, der eine kleine Tasche in der Hand hielt.

»Na, du Penner, ausgeschlafen?«

»Ja.«

»Es hat auch gereicht.«

»Wieso?«

Suko nahm auf der Bettkante Platz. »Du hast fast zwei Tage geschlafen!«

»Und ihr habt mich nicht geweckt?«

»Wozu? Wer schläft, der sündigt nicht. Obwohl man da bei dir nicht so sicher sein kann.«

»Erzähl nichts. Hol mir lieber meine Kleidung aus dem Schrank. Ich will hier verschwinden.«

»Das entscheidet der Arzt.«

»Mensch, mach keinen Mist! Wir hauen hier gemeinsam ab und werden uns in neue Fälle stürzen. Ich bin kein Kranker, ich fühle mich wie…« Meine Stimme versagte plötzlich.

»Na wie denn?« hörte ich Suko noch fragen.

»Was ist mit Moira?« Ich wechselte plötzlich das Thema.

»Sie sitzt.«

»Gut, dann kann ich…« Verdammt, was war nur los mit mir?

»Schlafen, John, du wirst schlafen. Einen Tag noch, dann ist die Sache überstanden…«

Die letzten Worte hatte ich schon nicht mehr gehört. Und ich nahm auch nicht wahr, daß mein Freund Suko lächelnd das Krankenzimmer verließ…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Paperback Nr. 73 501 »Voodoo-Land«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 389 »Der Ghoul und seine Geishas«